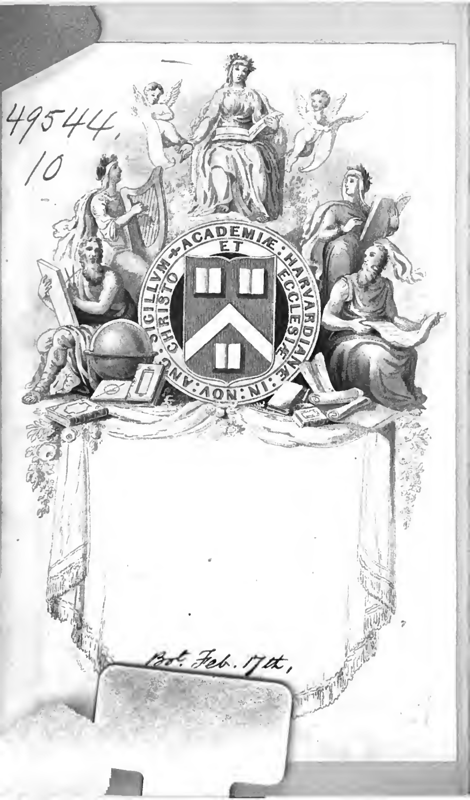
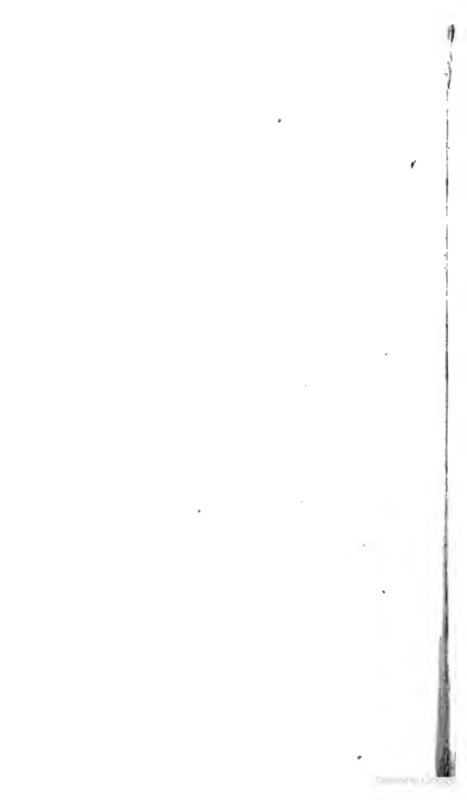

J. Penzol Del. & fec. 1801


49544.
10
SIGILLUM ACADEMIÆ HARVARDIANÆ IN NOV: ANG:
CHRISTO ET ECCLESIÆ
Bot. Feb. 17th,





Rinaldo Rinaldini

der

Räuber - Hauptmann.

Eine
romantische Geschichte unsers Jahrhunderts,
in sechs Theilen.

Vierte, durchaus verbesserte, mit drei Theilen
ganz neu versehene Auflage.

Mit Kupfern von Penzel.

Dritter Theil.

Leipzig 1802,
bey Heinrich Gräff.

Rinaldo Rinaldini.

Dritter Theil.

Nunquam simpliciter fortuna indulget.

Q. CURTIUS.

Siebentes Buch.

Der Laune Ball! Von allen Seiten
Gedrängt, verfolgt, und ohne Ruh!
O! wie so manche Erdenleiden
Wirft dir zum Dolch dein Schicksal zu!

Draufsen blieb es nach dem Schusse still. Eugenia kam wieder zu sich. Cinthio trat in die Hausthür. Die andern folgten ihm. Es war kein Mensch zu sehen und zu hören. Sie umgingen das Haus, und fanden keine lebendige Seele in der Nähe. — Als sie wieder in das Haus zurück gehen wollten, vernahmen sie menschliche Stimmen in der Entfernung. Sie verloren sich aber wieder und alles blieb ruhig.

Cinthio sendete Eugenien mit der Nachricht an ihren Vater zurück, er werde für ihn bei dem Aufgebot gegen Rinaldini erscheinen. Eugenia verliés ihn, ziemlich

unruhig, und Cinthio blieb mit seinen Gästen allein.

Nero wurde unter die Ruinen geschickt. Er sah sich vergebens nach Lodoviko um. Es wurde Abend, Nero kam zurück, und von Lodoviko war nichts zu sehen und zu hören.

Nach einer beinahe ganz durchwachten Nacht, ging Rinaldo selbst unter die Ruinen, erstieg den Söller, und blickte mit klopfendem Herzen rechts in die Gegend, wo sein Herz und seine Gedanken waren.

In majestätischer Pracht stieg die Sonne im Feuerglanze über die Berge empor. Schon funkelten die metallenen Thurmspizzen und Kreuze des Schlosses, auf welchem seine Augen ruhten; der Nebel entfloh, lichter wurde das Thal. — Jetzt schwamm die Sonne im blauen Aether unverschleiert einher. Wald und Thal erwachten, und tausend Kehlen frohlockten ihrer Erscheinung im frohen Morgenge-

sange entgegen. — Rinaldo senkte sein Haupt, und stürzte nieder auf seine Knie, überwältiget vom Gefühl, hingerissen von Andacht, Wehmuth und Entzücken.

„Wie ist mir? — rufte er aus. — Was empfinde ich? Was schlägt mich zu Boden, und füllt mein Herz mit Wehmuth? deine reinen Stralen, grofses Licht der Welt, durchdringen mein Innerstes. O! vernichte mich, und lafs mich anbetend, hier vergehen.“

Nach einer langen Pause schlug er seine Augen auf, blickte gen Himmel, und seufzte. Thränen entströmten seinen Augen, und er sprach:

„Unglücklicher! Hier liegst du in Wildnissen und Einöden, mufst die Menschen fürchten, und fliehen das schöne Licht der Sonne. Alle deine Träume sind dahin, und die schrecklichste Wirklichkeit hält dich in ehernen Banden. — O Rinaldo! wie wirst du enden?“

Da rauschten Fufstritte durch die Büsche. Rinaldo sprang auf. Es fielen Schüsse; er ergriff sein Gewehr. Er blickte hinab. Terlini und seine Kameraden stürzten auf die Ruinen zu, Soldaten folgten den Fliehenden nach. In den Ruinen kam es zum Gefecht. Die Klugheit verlies Rinaldo, er schofs hinab auf die Soldaten. Diese vermehrten sich, Terlini und seine Gesellen wurden zusammen gehauen, und Rinaldo, von acht Mann, die die Ruinen erstiegen, in eine Ecke gedrängt, mufste sich ergeben.

„Ich will des Todes seyn! schrie einer von den Soldaten; — wenn dieser Vogel nicht Rinaldini selbst ist.“

„Bist du Rinaldini!“ — fragte ein Offizier.

Seiner sich selbst unbewufst, antwortete Rinaldo seufzend:

„Ich bin es.“

Alsobald erhob sich ein lautes Frohlocken. Man band dem Gefangenen die

Hände, und legte Schlingen an seine Füſse. Langsam ging der Marsch nach dem Ausgange des Waldes zu. Jauchzend marschirten die Soldaten einher, und Rinaldo hob kein Auge von der Erde.

Vor dem Walde lagerte man sich auf eine breite Ebene. — Der Offizier hies Rinaldo Wein und Brod reichen. Er nahm wenig davon zu sich.

„Aber, — sagte der Offizier; — herzhaft genug warst du doch nicht, dich selbst zu entleiben. Ich, an deiner Stelle, würde das gewiſs gethan haben; denn wie schimpflich wird der Tod seyn, der dich erwartet.“

Rinaldo sah ihn düster an, und antwortete kein Wort.

„Der Kerl ist verstockt!“ — schrieen die Soldaten.

„Ach! — sagten andere; — auf der Folterbank, wird er schon sprechen lernen.“

Bei dem Worte Folterbank, erbebte Rinaldo. Eine krampfartige Bewegung zuckte wie ein elektrischer Schlag durch seine Nerven, sie war heftig, vermochte aber nicht, seine Banden zu zerreissen. Er bat um einen Mantel, erhielt ihn, liefs ihn über sich werfen, verhüllte sein Gesicht, und seine Thränen fielen auf das Gras.

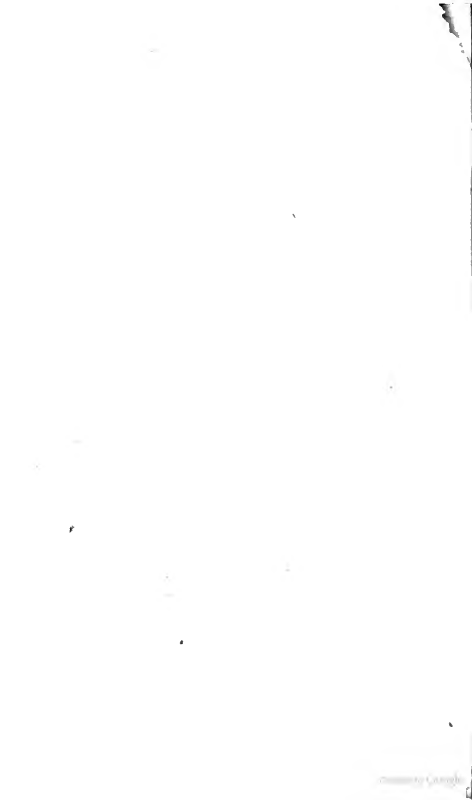
„Endlich kömmt sie, die Stunde meiner Auflösung, — sprach er bei sich selbst. — Das Schattenspiel meines Lebens naht sich dem Ende. Fahre wohl, Rinaldo! Deine Träume, bleiben Träume. Du bist in Banden, und Korsika bleibt in Fesseln. Hinauf, auf den Rabenstein, Rinaldo! dort ist dein Triumphbogen, dort ist das Ziel deiner glänzenden Thaten.“

Einige Stunden darauf wurde er weiter geführt, und als er über Müdigkeit klagte, auf einen Strohwagen gesetzt, der mit einer starken Eskorte versehen wurde. So kam er gegen Abend zu Serdona an, und



F. Penzel del. & sc. 1801

Bist Du es wirklich? der Weise von Fronteja?



sollte hier der Justiz übergeben, und den folgenden Tag nach Messina abgeführt werden.

Es war um Mitternacht, als die Thür seines Kerkers geöffnet wurde. Das Licht einer Wachskerze strahlte ihm entgegen. Er richtete sich auf, und sah — wer schildert sein Erstaunen? — den Alten von Fronteja vor sich stehen.

Rinaldo. Was sehe ich? — Dich? —

Der Alte. Deinen Freund.

Rinaldo. Bist du es wirklich? — der Weise von Fronteja?

Der Alte. Wie du mich kennst.

Rinaldo. Wie kömmst du hieher?

Der Alte. Durch meine Macht.

Rinaldo. Kannst du Ketten brechen?

Der Alte. Das kann ich.

Rinaldo. So zerbrich die meinigen.

Der Alte. Mit Bedingung, o ja! Warum nicht?

Rinaldo. Mit Bedingung? Wie verstehst du das?

Der Alte. Ich bin eigennützig.

Rinaldo. So bist du ein ganz gewöhnlicher Mensch.

Der Alte. Nicht so sehr, wie du meinst. Mein Eigennutz ist verzeihlich, weil er planmäſsig ist.

Rinaldo. Was forderst du von mir als Lösegeld?

Der Alte. Viel und wenig; wie man es nun nimmt.

Rinaldo. Rede!

Der Alte. Deine gänzliche Ergebung an mich und meine Forderungen.

Rinaldo. Viel!

Der Alte. Ich entziehe dich der Folter und dem Rade.

Rinaldo. Viel!

Der Alte. Unerhört viel. Du bist ohne meinen Beistand gänzlich verloren. Hast du noch zu wählen?

Rinaldo. Nein. — Ich kann mich nur dir, oder den Raben übergeben.

Der Alte. Du weiſst sonderbar zu paaren! — Gute Nacht!

Rinaldo. Einem Weisen ziemt es nicht, gegen einen Unglücklichen empfindlich zu seyn. Laſs hören, wozu du meine Ergebung an dich und an deine Forderungen forderst.

Der Alte. Ich bestimme keine einzelnen Fälle. Wir handeln im Ganzen mit einander. Du ergibst dich mir unbedingt, und ich rette dich aus dem Kerker, und vom Tode.

Rinaldo. Ich bin keine Maschine. Gute Nacht!

Der Alte. Unzeitiger Stolz! Du bist seit Anbeginn deiner celebren Bahn nichts als eine Maschine gewesen.

Rinaldo. Was?

Der Alte. Freilich, ohne es zu wissen —

Rinaldo. Ich?

Der Alte. Aber dennoch Maschine; und zwar — die meinige. — Du siehst mich verwunderungsvoll an? — Ich wiederhole es, du warst meine Maschine, bist es noch, und wirst es bleiben — so lange ich will. Von mir und meinen Planen hängt auch jetzt dein Verderben, oder deine Rettung ab. Zwar deine Unglücksfälle waren nie mein Werk, aber ich wufste dich immer wieder zu retten, wenn du dich gleich selbst oft verloren gabst.

Rinaldo. Nun dann, du Hexenmeister! so entlafs jetzt deinen gebannten Teufel.

Der Alte. Das lasse ich wohl bleiben!

Rinaldo. Ich mag, ich will dir nicht mehr dienen. Was geschehen ist, ist ohne mein Wissen, ist ohne meinen Willen geschehen. Jetzt will ich frei seyn, und sollte es auch nur seyn, um freiwillig sterben zu können.

Der

Der Alte. Auch das kannst du nicht. Dich richten Kriminal-Gesetze. Dabei hast du keinen Willen.

Rinaldo. Ich kann den Athem zurückhalten, und kann mich ersticken.

Der Alte. Ein Kunststück, das schon mehrere versucht haben, das aber noch keinem geglückt ist. — Indessen, versuchen kannst du es. — Gute Nacht!

Rinaldo. Noch eine Frage.

Der Alte. Nun?

Rinaldo. Wenn ich wirklich deine Maschine war, bin, und noch ferner seyn soll, wenn du willst, warum forderst du von mir eine ausdrückliche Ergebung an deine Forderungen? Wozu bedurftest du diese, da ich ohnehin in deiner Gewalt, nur das Spielzeug deiner Laune war?

Der Alte. Du kannst glauben, dafs das nöthig war, sonst würde es nicht geschehen seyn. Denn, dafs ich wenigstens nicht viel einfältiger bin, als du selbst bist, kannst du denken.

Rinaldo. Deine Klugheit habe ich nie in Zweifel gezogen, wohl aber die gute Absicht deiner Sendung. Auch kann ich nicht läugnen, daſs die Gröſse und Gewalt deiner Machtkraft mir verdächtig ist.

Der Alte. Du kannst davon halten, was du willst. — Aber, wie glaubst du wohl, daſs ich durch deine Wachen bis hieher, durch Schlösser und Riegel in deinen Kerker gekommen bin?

Rinaldo. Durch Zauberei wahrlich nicht!

Der Alte. Das habe ich auch nicht gesagt. Indessen — — Doch wozu so viele Worte? Laſs du dich jetzt auf einem armen Sünder-Karren nach Messina führen. Dein Aufzug wird dem Volke viel Spas und deinen vornehmen Bekannten dort groſse Freude verschaffen! Ich wette darauf, eine gewisse Dianora —

Rinaldo. Schweig Barbar! Du spannst mich auf die Folter, ohne daſs Recht und

Gesetze dir das erlauben. Schaffe mich fort von hier, aber —

Der Alte. Du weifst die Bedingung.

Rinaldo. Ich will sterben.

Er drehte sich gegen die Wand. Der Alte ging, und die Thür schloſs sich wieder.

Rinaldo wurde des Morgens aus seinem Gefängnisse geholt, um weiter geführt zu werden. Ein Offizier der Miliz übergab ihm ein Papier und nahm dasselbe, als er es gelesen hatte, wieder zurück. — Rinaldo las:

„Du hast die Probe überstanden. Zweifele nun nicht an dem Beistande Deines bekannten Freundes.“

Der Offizier entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen, und Rinaldo wurde auf einen bedeckten Wagen gebracht, der,

mit starker Bedeckung versehen, ihn weiter führen sollte.

Sie reiseten den ganzen Tag ohne Anstofs, und kamen, als die Sonne sank, in ein enges Thal, dessen Mitte sie kaum erreicht hatten, als einige Schüsse in der Nähe von den Bergen herab auf Rinaldo's Bedeckung fielen. Bald zeigten sich Menschen, die mit einem wilden Geschrei auf die Miliz losbrachen. Das Gefecht wurde lebhaft. Das enge Thal wurde mit Streitenden bedeckt. Die Schüsse fielen rasch hinter einander, Säbel klirrten an Säbeln, und endlich wurden die Soldaten, die nicht fielen, von dem Wagen, auf welchem Rinaldo safs, abgedrängt und entfernt. Die Maulthiere wurden angetrieben, der Wagen rollte schnell davon, und bald sprangen einige muthige Bursche hinauf, und lösten Rinaldo's Banden. Zwei Reuter führten ein lediges Pferd, hiefsen Rinaldo aufsitzen, ihnen folgen, und jagten mit ihm rasch davon.

Immer tiefer ging's in die Berge hinein. Der Mond ging auf und bestralte die rauhen Pfade. Sie trabten, ohne ein Wort zu sprechen, noch immer rasch zu, bis an einen mit Strauchwerk bewachsenen Platz, wo sie Halt machten, Rinaldo absteigen hiefsen, ihm ein Felleisen übergaben, sein Pferd bei dem Zügel nahmen, und ohne ein Wort zu sprechen, davon jagten.

Vergebens rufte ihnen Rinaldo nach. Sie gäben keine Antwort, und waren bald seinen Augen entschwunden. Endlich verlor sich auch der Schall des Hufschlags ihrer Rosse, und Rinaldo war in einer ihm unbekannten Einöde allein. — Er dachte dem Abentheuer seiner Errettung nach, die er augenscheinlich dem Alten von Fronteja zu verdänken hatte, nahm das ihm übergebene Felleisen auf den Arm, und wanderte weiter.

Er war eine ziemliche Streeke gegangen, als er endlich den Schein eines Lichtes gewahr würde. Darauf wanderte er

zu, und kam zu der einsamen Wohnung eines Klausners, aus welcher ihm der Bewohner derselben mit einer Laterne entgegen trat,

„Bist du da? — rief er ihm entgegen, und beleuchtete ihn. — Ich wollte dir eben entgegen gehen.“

„Kennst du mich?“ fragte Rinaldo.

„Der Alte von Fronteja läſst dich grüssen; — antwortete jener; — und bittet dich, bei mir zu übernachten. Daraus wirst du sehen, zu welcher Fahne ich geschworen habe.“

Rinaldo ging in die Klause, fand eine kleine Mahlzeit, und ein gutes Nachtlager. Gesprochen wurde zwischen ihm und seinem Wirthe nichts, und Rinaldo entschlief ziemlich ermüdet.

Als er erwachte, sah er den wohlbekannten Theosophen von Fronteja vor seinem Lager, der in einem Buche las.

Der Alte. Du hast lange geruht, und wie ich hoffe, wohl geschlafen, wenigstens gewiſs besser, als in deinem vorigen Nachtquartier.

Rinaldo. Wo bin ich?

Der Alte. Unter Freunden, wo du so lange bleiben wirst, bis du ohne Gefahr weiter reisen kannst.

Rinaldo. Wohin?

Der Alte. Das muſs überlegt werden. — Du hast eine Probe meiner Gewalt und meiner Freundschaft erhalten, wie sie deine Standhaftigkeit verdient hat. — Du bist frei und ungebunden, handele nach Einsicht und Belieben. Verlangst du aber guten Rath, so soll er dir nicht fehlen. Doch wird er dir nicht aufgedrungen werden. Es könnte leicht seyn, daſs du hier ein paar Wochen verweilen müſstest, ehe du ohne Gefahr weiter gehen könntest, deshalb hat man für Gesellschaft für dich, in der Einöde, gesorgt.

Er verliefs, als er das gesagt hatte, die Kammer, und gleich darauf, trat Olimpia ein.

Sie breitete ihre Arme gegen ihn aus. — Er sah sie schweigend an.

Sie. Hast du keinen Grufs für deine Olimpia? Freust du dich nicht der Ankunft einer Freundin, die sich freiwillig zu dir in eine Einöde verbannt?

Er. Ich bewundere das, was du thust.

Sie. Mit blofser Bewunderung speifst man keine Freundin ab. Ich kann mehr als das von dir verlangen. — Du bist gerettet, geborgen, und hast nicht einmal Dank für deine Freunde?

Er. Ich danke euch meine Rettung gewifs herzlich, aber — — Lebt Luigino?

Sie. Er lebt.

Er. Wo?

Sie. Wo, das weifs ich jetzt nicht.

Er. Wo ist Rosalie?

Sie. Vermuthlich noch bei Luigino.

Er. Vermuthlich?

Sie. Ich habe darüber keine Gewifsheit. Ist sie nicht mehr bei Luigino, so hat er sie gewifs zu dem Alten von Fronteja bringen lassen.

Er. Kennen sich diese, kennen sich Luigino und der Alte auch?

Sie. Warum nicht? der Alte kennt uns alle.

Er. Aber, kennen wir ihn?

Sie. Wenigstens von Person.

Er. Ist er noch hier?

Sie. Er ist fort, als ich eintrat. Er weifs dich ja nun in guten Händen.

Er. Woher der Antheil, den er an einem Manne nimmt, den alle Menschen verfolgen?

Sie. Daher, weil er verfolgt wird.

Er. Das ist es nicht allein.

Sie. Sey es mehr oder weniger, was

kümmert uns das? Genug, dafs wir unter seinem mächtigen Schutze stehen.

Er. Ist er wirklich mächtig?

Sie. Hast du das nicht gestern noch selbst erfahren? Ohne seinen Beistand warst du verloren.

Er. Das Leben ist mir verhafst.

Sie. Das wird sich ändern.

Er. Verdammt, ewig in Einöden und Wäldern umher zu kriechen, die Menschen zu fliehen, zu fürchten, und mich selbst am meisten zu hassen, kann mein Daseyn mir nur zur Last, und nie zur Freude werden.

Sie. Ist Sizilien die Welt? — In Korsika's fruchtbaren Auen —

Er. Woran erinnerst du mich?

Sie. An etwas, das du nie aufgeben mufst.

Er. O! dieser Traum —

Sie. Mufs Wirklichkeit werden. In dir umarme ich den Befreier der Korsen!

Er. Ich bin es noch nicht.

Sie. Du mußt, du wirst es werden! Luigino rechnet darauf, wir alle wünschen eben das; deine bekannten, und dir unbekannten Freunde rechnen wie wir. —

Er. Macht die Rechnung nicht ohne den Wirth.

Sie. Wisse, dein mächtiger Beschüzzer, dein Freund, der Alte von Fronteja rechnet auch darauf. Er ist der Wirth. Er ist ein Korse.

Er. Wie?

Sie. Er ist ein Korse, wie Luigino. Und auch deine Olimpia ist eine Korsin.

Er. In Neapel warst du eine Genueserin.

Sie. Die Zeiten ändern sich. Jetzt bin ich, was ich wirklich bin, deine zärtlichste Freundin, und eine Korsin. Ich huldige dir als dem Befreier meines Vaterlandes, und als dem einzigen, wahren Besitzer meines Herzens. —. Ich gehe, un-

sere kleine Haushaltung einzurichten. Wir wollen keine Noth leiden.

„So weit wär ich denn endlich gekommen, — sprach Rinaldo mit sich selbst, als er allein war; — zu wissen, dafs ich bei all meiner vermeinten Selbstständigkeit, nur ein Werkzeug wahrer oder erdichteter Plane listiger Menschen bin. Aber, Geduld! auch sie sollen erfahren, was ich wirklich bin, oder nicht. — Und doch, was will ich thun? — Ist die Rolle, die sie mir wollen spielen lassen, nicht ehrenvoll genug? Mein Untergang ist gewifs. Soll ich nicht lieber den Tod unter den Waffen, als am Hochgericht suchen?“

Olimpia unterbrach dieses Selbstgespräch. Sie trug sehr geschäftig ein gutes Frühstück auf. So, wie sie sich jetzt benahm, schien sie zu einer Haushälterin geboren zu seyn. — Rinaldo machte diese

Bemerkung gegen sie. Sie lachte, und antwortete nur, indem sie ging:

„Laſs es dir wohl schmecken.“

Rinaldo verlieſs sein Lager, kleidete sich an, und lieſs sich das Frühstück wirklich schmecken. — Olimpia kam bald zurück, und leistete ihm Gesellschaft. Sie sprach von nichts als von Haushaltungsgeschäften, so detaillirt, daſs Rinaldo selbst Kenntnisse bewundern muſste, die er nie bei ihr zu finden geglaubt hätte. Er suchte sie aber bald wieder auf ihr voriges Gespräch zurück zu bringen, und sie wiederholte nur, was sie schon gesagt hatte. Dann wollte sie, wie sie sagte, Vorbereitungen zur Mittagsmahlzeit zu machen, aus dem Zimmer gehen. Er hielt sie aber zurück, und fragte:

„Soll denn die edle Korsin nichts weiter seyn, als Rinaldini's Köchin?“

S i e. Sie ist wohl mehr als dies. Sie wünscht dem Befreier ihres Vaterlandes alles zu seyn, und dazu gehört die Köchin

und Haushälterin auch mit. Ich habe bei diesen häuslichen Geschäften Prinzessinnen zu Vorbildern, und schäme mich keiner Arbeit, die ich aus so edlen Absichten übernehme. Wenn der Name Rinaldini im Marmor prangt, schreibe ich den Namen seiner Köchin mit Kohle daneben, und setze dazu: diese hat ihn mit Speisen erhalten, damit er ihrem Vaterlande das werden konnte, was er ihm wirklich wurde. Zwar dein Name steht dann fester als der meinige auf der Säule des Ruhms, aber ich kann ihn erneuern, so oft ihn der Regen verwischt hat. — Wenn aber meine Thränen einst auf den Hügel fallen sollten, der deine Asche deckte, so würde ich den Himmel bitten: gieb ihm, um den ich weine, nicht nur meine Thränen, gieb mich ihm ganz, wie ich ihm mich selbst gegeben habe.

Er. Olimpia! diese Schwärmereien sind —

Sie. O! keine Antwort! So etwas will nicht beantwortet, es will gefühlt seyn.

Er. Träume lassen kein Gefühl zurück.

Sie. Die Rückerinnerung.

Er. Auch jenseits des Grabhügels?

Sie. Das hoffe ich.

Er. Und weifst du gewifs, dafs der meinige sich in Korsika's Thälern erheben wird?

Sie. Wo es auch seyn mag, nur immer so spät als möglich; und kann es seyn, neben dem meinigen; denn ich gehe nich wieder von dir, bis das Schicksal mich von dir reifst. Mein Daseyn ist an das deinige gekettet, und ich kann sterben, aber von dir gehen, dich verlassen, kann ich nicht. Hier hast du mein Bekenntnifs. —

Er. Bei dem Alten von Fronteja, meinst du, sey Rosalie?

Sie. In Sicherheit ist sie gewifs, und in deinem Herzen ist sie auch, das weifs ich. Daraus kann ich sie nicht vertreiben.

Ich verlange aber auch dort nur den zweiten Platz, die Stelle nach ihr. Meine Forderung wird stets eben so billig seyn, als meine Liebe wahr und zärtlich ist. Sie ist keine Korsin, und mein Herz hat sich in meine Vaterlandsliebe gehüllt. Willst du es entschleiern? Ich widerstrebe nicht. Du sollst nicht von Schleiern hintergangen werden. Sieh und finde es, wie es wirklich ist.

Sie legte, als sie das sagte, ihren Kopf an seine Brust, umschlang ihn mit beiden Armen, und große Tropfen entstürzten ihren thränenschweren Augen. Es wurde kein Wort gesprochen. Sie drückte ihn heftig an sich, und ging schnell davon.

„Ja! so ist es! — sagte Rinaldo zu sich selbst. — Ein Spiel alter Taschenspieler und listiger Weiber sollst du werden. Darauf ist es angelegt. Laſs sehen, Rinaldo, wie du dich halten wirst.“

Er ging vor das Haus und überschaute die enge, begrenzte, wilde Gegend seines Aufenthaltes. Olimpia war in der Küche beschäftiget, und sang bei ihrer Arbeit in starken Pausen. Dies weckte Rinaldo's Gesangsliebe. Er fand eine Guitarre, sein Lieblingsinstrument, nahm sie, setzte sich vor die Thür seiner Wohnung, spielte, und sang:

Froh und heiter, unbeklommen,
Irrt' ich sonst durch Feld und Wald,
Und ein Sammelplatz der Leiden
Ist mir jetzt mein Aufenthalt;
Mag ich durch die Felder wandern,
Such' ich einen kühlen Hain,
Ueberall mit Gram und Kummer
Bin ich, ohne Trost, allein.

Ruh und Freude lachten heiter
Mir in jedem Sonnenstral,
Und ich find' im Sonnenglanze
Jetzo nur ein Meer von Qual.
O! ihr frohen Morgenstunden,
O! du sanfter Abendstern,

Ach! ihr seyd so schnell verschwunden,
Seyd mir nun auf ewig fern!

An die Tage froher Freude
Knüpfte sich des Kummers Band.
Ach! es hat mich ganz umschlungen
Seit es mich als Jüngling fand.
Wahnsinn trieb mich in die Wälder,
Trieb mich in der Felsen Nacht,
Und auf blutbesprizten Pfaden,
Hat mir nie ein Stern gelacht.

Was den müden Wandrer labet,
Was ihm lächelt und entzückt,
Hat, umlagert von Verbrechern,
Nie mein armes Herz erquickt.
Fittige des Todenengels
Rauschten fürchterlich um mich,
Aber keines Westwinds Kühlen
Schlich um meine Locken sich

Fiel ein holder Stral der Sonne
Hier und da auf meinen Pfad,
Glänzt' er blutig mir entgegen,
Floh er eine Räuber-That;
Und im sanften Mondenschimmer,
Hört' ich keinen Grillen-Sang,

Hört' ich nur das Mordgewimmer
Das aus Klüften zu mir drang.

Ach! wohin bist du geflohen,
Meiner Jugend Heiterkeit?
Ach! wie schnell bist du entschwunden,
Meines Lebens Rosenzeit?
Einsam, traurig, und verachtet,
Weil' ich, wo die Furcht mich deckt,
Wo kein Glanz der Morgensonne
Mich zu Lebens-Freuden weckt.

„Rinaldo! — sagte Olimpia, die herzugetreten war, indem sie die Hand auf seine Schulter legte; — Rinaldo! nie wieder ein solches Lied, oder ich vergehe. Grausamer! wozu diese Selbstpeinigung?“

„Sie ist meine Buſse;“ — antwortete Rinaldo.

„Nein! sie ist dein Verderben! — fuhr Olimpia fort. — Sie nimmt dir Muth und Kraft, und macht dich zaghaft. In Gefahren wird dich dein Muth verlassen, und du wirst deinen Qualen eher als deinen

Feinden unterliegen. Mit diesen Empfindungen kannst du nicht an die Spitze der Korsen treten, und so selbst zermartert, wirst du den Kampf des Helden nie fechten."

„Ich verlange nur einen ehrlichen Tod!" — seufzte Rinaldo.

„Armes Vaterland!" — stöhnte Olimpia, und verlies ihn.

Er blieb lange nachdenkend sitzen, stand endlich auf, nahm die Guitarre mit sich, erklettette einen Berg, und warf sich unter einer hochbejahrten Fichte nieder. Hier überschaute er die Gegend, und wurde einen Menschen gewahr, der auf das Thal zu ging, und sich endlich seiner Wohnung nahete. — Er ging in dieselbe, und bald darauf trat Olimpia in die Hausthür, und rufte Rinaldo. Dieser ging hinab, und fand einen Boten mit folgendem Briefe an sich.

„Deine Freunde freuen sich deiner Errettung, und verehren deinen Erretter. Un-

sere Anzahl wächst täglich, und Schiffe sind schon im Handel. Wir treffen uns alle dort, wo dich Ruhm und Ehre, und die Tapfersten ihres Vaterlandes erwarten."

Rinaldo wollte den Boten sprechen, und er war schon wieder fort. — Bald darauf lud ihn Olimpia zum Mittagsmahl ein. Die Mahlzeit war klein, aber gut, und herrlicher Wein strömte in die Becher.

Drei Tage entflohen in dieser Einsamkeit Rinaldo im dumpfen Unbewufstseyn seiner selbst; Olimpia schien ihn mehr bemerken, als stöhren zu wollen. Sie schrieb Briefe, Rinaldo war nicht neugierig, sie zu lesen, ob sie gleich oft offen, vielleicht absichtlich, vor seinen Augen lagen. Sie erhielt Briefe durch einen Boten, dem sie die ihrigen mitgab. Rinaldo verlor kein Wort an den Boten.

Den vierten Tag gegen Abend safsen die Hüttenbewohner vor der Hausthür still

und stumm, wie ein paar verstimmte Eheleute, neben einander, als eine menschliche Figur das Thal herauf auf ihre Wohnung zu kam. Sie kam näher, trat dreist herzu, und grüſste sie mit den Worten:

„Friede sey mit euch! im Namen des Alten von Fronteja, dessen Jünger einer ich bin.“

Es war ein hübscher Bursch, der das sagte, und zugleich Olimpien einen Brief überreichte. Indes sie las, fragte Rinaldo:

„Wie befindet sich dein Meister?“

„Wie immer, ist er wohl, und auf das Glück seiner Freunde bedacht;“ — war die Antwort.

Olimpia hatte gelesen, und der Jünger des Alten von Fronteja klagte Durst, Hunger und Müdigkeit. Olimpia trug sogleich Speise und Trank auf, und wieſs dem Gaste alsdann ein Nachtlager an.

Rinaldo saſs noch vor der Hausthür und hatte sich in Betrachtungen am Firmament

verloren, als Olimpia wieder zu ihm trat. Es kam jetzt zum Gespräch.

Sie. So eben erhalte ich Nachricht, dafs Freunde aus Korsika bei unserm Freunde in Fronteja angekommen sind. Sie brennen vor Begierde, dich kennen zu lernen, und werden uns in einigen Tagen besuchen. Ich sage dir das mit besonderer Freude, denn mein Bruder ist mit unter den Korsen, die gekommen sind, und uns besuchen werden. — Luigino hat sich wieder verstärkt, und hat eine vortheilhafte Position genommen. Binnen drei Wochen werden für uns vier Fregatten segelfertig seyn. Alles läfst sich erwünscht an, und nur der kühne Rinaldo, auf den die Blicke der Erwartung gerichtet sind, ist nicht, wie er seyn sollte. Er ist zurückhaltend, in sich selbst verloren —

Er. Da, wo er sich braucht, wird er sich schon wieder finden.

Sie. O! dafs wir das hoffen könnten! — Rosalie ist zu Fronteja —

Er. Ist sie dort?

Sie. Soll ich schreiben, du wünschtest sie hier zu sehen?

Er. Willst du?

Sie. Ich werde es thun.

Er. Wirklich?

Sie. Und warum sollte ich es nicht thun? Vielleicht — ja, gewiſs! macht dich ihre Gegenwart heiterer, als die meinige. Das ist ja Gewinn für uns alle. Mit deiner Heiterkeit wird dein unternehmender Geist wieder erwachen, den deine üble Laune eingeschläfert hat. Ja, Rosaliens Gegenwart wird ihn wecken. Sie bleibt bei dir, und ich gehe nach Fronteja.

Er. Warum das?

Sie. Du wirst mir doch wohl nicht zumuthen wollen, hier zu bleiben, wenn Rosalie bei dir ist? Nein, Rinaldo! so unempfindlich ist mein Herz nicht, daſs es die Gegenwart einer glücklichen Nebenbuhlerin ohne Eifersucht ertragen könnte. Meine Entfernung wird mir deine Freund-

schaft erhalten, und meine Liebe will ich zu verabschieden suchen.

Rinaldo schwieg, Olimpia zündete Licht an, wünschte ihm wohl zu ruhen, und ging. — Rinaldo wankte vor dem Hause auf und ab, ging in's Zimmer, ging wieder in's Freie, kam wieder zurück, und träumte wachend die Mitternacht herbei. — Rasch sprang er endlich auf, nahm das Licht, und eilte, er wuſste selbst nicht warum, in Olimpiens Kammer. Er trat leise ein, sah sie in den Armen des Jüngers des Alten von Fróntcja, — und ging eben so leise wieder zurück, als er eingetreten war.

Der Tag brach an. Die Liebebeglückten waren noch nicht munter. Rinaldo warf eine Büchse über die Schulter, und verlies seine Wohnung. „Lebt wohl!" — murmelte er, und ging mit raschen Schritten davon.

Gegen Mittag erreichte er ein Dorf, ruhte hier ein wenig, und ging weiter...

Schon wurden die Schatten länger, die Sonne ging unter, und er verdoppelte seine Schritte, ein vor ihm liegendes Schloſs zu erreichen. Er erreichte es, klopfte, und wurde eingelassen.

— „Wer seyd ihr?“ — fragte ihn der Pförtner.

„Der Baron Tegnano bin ich, und habe mich auf der Jagd verirrt;“ war Rinaldo's Antwort.

Der Pförtner sah ihn schweigend an, wie einer der nicht weiſs, was er sagen oder thun soll. — Rinaldo fragte:

„Wem gehört dies Schloſs?“

„Der Gräfin Martagno.“

„Der Gräfin Martagno?— fiel Rinaldo hastig ein. — Ist sie hier?

„Nein, sie ist nicht hier;“ — antwortete der Pförtner gedehnt.

„Wer bewohnt das Schloſs?“ —

„Eine Freundin der Gräfin, Madonna Violanta.“

„Madonna Violanta? Ich kenne sie. Sie kennt mich.“

Dies gesagt, drängte er den Pförtner zurück, eilte an ihm vorbei in das Schlofs, die Treppen hinauf, und traf auf eine Magd. Dieser sagte er, sie möchte den Baron Tegnano bei ihrer Herrschaft anmelden.

Das Mädchen ging ihm viel zu langsam, er eilte ihr vor, und trat in ein Vorzimmer.

Auf das Geräusch seines Eintritts wurde eine Zimmer-Thür geöffnet, und die uns bekannte Signora Violanta stand vor ihm.

Sie. Heilige Jungfrau! Baron Tegnano! — Seyd Ihr es wirklich?

Er. Ich bin es wirklich, gute Violanta!

Sie. Mein Gott! wo kommt Ihr her?

Er. Ich suche hier ein Nachtlager.

Violanta sah ihn schweigend an, und trat in das Zimmer zurück. Er folgte ihr nach. Sie warf sich auf ein Sofa, und stammelte:

„Vergönnt mir, mich zu fassen.“

Er blickte im Zimmer umher, und erblickte an der Wand das Bildniſs der Gräfin.

„Dianora hier! — rief er aus. — Ach! aber nur ihr Bild, nicht sie selbst.“

Hastig griff er nach dem Portrait, nahm es von der Wand, und küſste es heftig. — Violanta sah ihm schweigend zu. Er, in das Anschauen des geliebten Gegenstandes verloren, bemerkte Violantens Aufmerksamkeit auf sein Betragen nicht. Nach einer langen Pause nahte er sich ihr, ergriff ihre Hand, und fragte:

„Wo ist Dianora? Wie lebt sie?“

Violanta seufzte und schwieg. Er fragte dringender.

„Wo ist Dianora; meine geliebte Dianora?“

Violanta seufzte stärker, und schlug die Augen nieder.

Er. Ist sie todt?

Sie. Noch lebt sie.

Er. Sie lebt? Sie lebt? und wohl? und glücklich?

Sie. Ach! Baron, wie könnt Ihr so fragen?

Er. Ich verstehe Euch! Mein Unglück ist auch das ihrige. — Und wie könnte es anders seyn? — Ihr wifst ja — — Ihr kennt mich doch?

Sie. Gesehen habe ich euch ja oft, Baron, und —

Er. Ach! nennt den Unglücklichen nur bei seinem wahren Namen. Ihr beschämt mein Herz nicht.

Sie. Bei Euern wahren Namen soll ich Euch nennen? Heifst Ihr nicht Tegnano?

Er. Wie? und Ihr wüſstet nicht — Die Gräfin hätte euch nicht gesagt —.

Sie. Was?

Er. Aufrichtig! was wiſst Ihr von mir?

Sie. Daſs Ihr mehr geliebt werdet, als Ihr es verdient. Daſs Ihr ungetreu, und — — Kein Wort weiter! Wenn Ihr Euch nicht selbst Vorwürfe machen könnt, so —

Er. Sie gelten meinem Schicksal. — Violanta! ich habe Euch gerettet aus der schrecklichen Todesnacht, die Euch umfangen hielt, ich entriſs Euch der Finsterniſs des Kerkers und der Verzweiflung, ich gab Euch dem freundlichen Tageslicht wieder, — ich habe ein Recht auf Eure Dankbarkeit. Darf ich darauf rechnen?

Sie. Ihr dürft, und könnt es.

Er. So beschwöre ich Euch bei dieser mir schuldigen Dankbarkeit, sagt mir aufrichtig, wie weit hat sich die Gräfin Euch entdeckt?

Sie. Ich weiſs, daſs sie Euch liebt, und daſs Ihr sie verlassen habt.

Er. Ach Gott!

Sie. Euer Verschwinden brachte sie dem Tode nahe. Sie überstand eine schreckliche Krankheit, und der Name einer unglücklichen Mutter ging mit der Wirklichkeit verloren.

Er. Wo ist sie? wo lebt sie?

Violanta schwieg, und blickte ihn mit forschenden Augen an. — Rinaldo, der aus ihren Antworten schloſs, daſs sie wirklich nicht wuſste, wer er eigentlich war, und daſs ihr die Gräfin seinen wahren Namen verhehlt hätte, um sich selbst vielleicht eine Beschämung zu ersparen, der sie bei der Entdeckung hätte unterliegen müssen, wurde dreister, und da er sich mit Violanten allein glaubte, wendete er seine ganze Beredsamkeit an, den Aufenthalt der Gräfin zu erfahren, aber vergebens. Violanta wich ihm aus, schwieg, oder setzte seinen Fragen andere entgegen, die

ihn von der Sache abbringen sollten, es aber nicht vermochten.

Indem sie noch sprachen, wurde auf einmal eine Glocke, die in Violantens Zimmer ging, heftig angezogen. Sie sprang auf, nahm einen Schlüssel und ein Licht, und wollte das Zimmer verlassen. Rinaldo war dreist genug, sie zurück zu halten.

Er. Wohin geht Ihr?

Sie. Das — darf ich Euch nicht sagen.

Er. Wohin ruft Euch diese Glocke? — Ach! gewiſs zu Dianoren?

Sie. Was glaubt Ihr?

Er. Daſs sie hier ist.

Sie. Ihr irrt Euch.

Er. Nein, nein! Mein Herz sagt es mir, sie ist hier. Ihr wollt zu ihr gehen. O! sagt ihr, daſs ich hier bin, daſs — — Nein! ich gehe mit Euch, ich folge Euch, ich muſs sie sehen.

Sie. Der Schreck würde sie tödten.

Er.

Er. Ha! Ihr habt Euch verrathen. Sie ist hier! — Fort, fort! zu ihr.

Sie. Um aller Heiligen willen, nicht!

Er. Sie ist hier!

Sie. Ja, das Geheimniſs ist verrathen. Sie ist hier. Aber sehen dürft Ihr sie nicht. Sie lebt still und einsam gleich einer Büssenden, und Euer Anblick würde sie vernichten.

Er. O Violanta! wenn Ihr je geliebt habt, laſst sie mich sehen.

Sie. Ich darf und kann es nicht wagen. Ihre Gesundheit ist zerrüttet, ihre Nerven sind abgespannt, Eure Erscheinung würde sie zu Boden schmettern.

Er. Kann ich sie nicht, ungesehen von ihr, sehen? — Ich will sie ja nur sehen, nicht sprechen, wenn es nicht seyn darf. O! sie ist mir so theuer! Ich liebe sie! Ihr Leben ist mir werther als das meinige —

Die Glocke ertönte wieder, schneller und stärker.

Sie. Heiliger Gott! es könnte ihr etwas zugestoſsen seyn. Haltet mich nicht auf.

Er. Ich muſs sie sehen!

Sie. Ungestümer! folgt mir, aber hütet Euch, ein Wort zu sprechen.

Sie ging. Er folgte ihr durch eine Gallerie in ein Zimmer. Hier wieſs ihm Violanta seinen Platz an einem kleinen Fenster an, und ging von ihm.

Rinaldo sah in ein ganz schwarz dekorirtes Zimmer, in welchem auf einem Tische vor einem Kruzifix und einem Todenkopf, zwei brennende Wachskerzen standen, die die Nacht des Zimmers nur schwach erhellten. — In dem Zimmer selbst wankte eine weibliche, schwarz gekleidete Gestalt auf und ab; bleich und abgezehrt. Rinaldo erkannte in ihr Dianoren. Thränen entstürzten seinen Augen, seine Lippen bebten, seine Hände zitterten, seine Füſse wankten.

Violanta trat in das Zimmer, und nahte sich Dianoren. Rinaldo hörte sie sprechen.

„Ach wo bleibst du? — sagte Dianora, indem sie ihr Gesicht auf Violantens Schulter legte. — Ich war ein wenig eingeschlummert, und hatte einen schrecklichen Traum. Es träumte mir; Er war hier, der Ehrvergessene, nahte sich mir, und fuhr mit blutiger Hand mir über das Gesicht. Das Blut rann von seiner Hand über meinen Busen hinab auf mein Kleid, und brannte wie Feuer durch alle meine Glieder. — Der Schreck machte mich wach; ich dankte der gnadenreichen Jungfrau, daſs ich nur geträumt hatte. Aber der Traum hat mich sehr angegriffen. — Ach! daſs ich den Unglücklichen doch nie wieder säh!"

Violanta. Nie?

Dianora. Nie! weder wachend, noch im Traume.

Violanta. Meintet Ihr neulich nicht, gewisse Anzeigen von seinem Tode zu haben?

Dianora. Ja! das war — Ich glaubte es. — Und es wird auch wohl so seyn.

Violanta. Wenn Ihr ihn nie wieder zu sehen wünscht, so glaubt es. Ist es aber das nicht, —

Dianora. O ja! es sey. Um meinetwillen, und um seinetwillen, sey es.

Violanta. Auch um seinetwillen?

Dianora. Auch, und noch mehr, als um meinetwillen, denn der Unglückliche ist ein — Ungetreuer. Untreue verdient den Tod. Und er — hat ihn schon längst verdient. Er hat mich betrogen, und sein Name ist — — Ach! nichts mehr von ihm. Es war ja alles nur ein Traum! Er bleibe ewig von mir fern. — Er wird nie wieder zu mir kommen.

Violanta. Wenn aber nun —

Dianora. Nein, nein! Er darf nicht wieder zu mir kommen. Ich darf keine

Gemeinschaft mit ihm haben, denn er ist ja — ein Ungetreuer.

Violanta. Und wenn nun seine Reue —

Dianora. Seine Reue kann seine Verbrechen nicht ungeschehen machen. Er ist ein grofser, ein gefürchteter Verbrecher.

Violanta. O! fürchtet ihn nicht. Vielleicht liebt er Euch doch noch.

Dianora. Aber ich darf ihn nicht lieben. — O Violanta! wenn du wüſstest — Genug! Kein Wort weiter von ihm.

Sie setzte sich auf ein Sopha, Violanta setzte sich zu ihr. — Nach einer langen Pause fragte Dianora:

„Weiſst du nichts neues aus der Welt?"

Violanta. Etwas aus der Nähe; aus unserm Schlosse.

Dianora. Was ist es?

Violanta. Ein Fremder ist hier, und hat um ein Nachtlager gebeten.

Dianora. Er weiſs doch nicht, daſs ich hier bin?

Violanta. Nein. — Ich habe ihm das Nachtlager zugesagt, weil er ganz rechtlich aussieht.

Dianora. Wer er ist, weiſst du nicht?

Violanta. Er hat seinen Namen noch nicht angegeben.

Dianora. Seht euch alle wohl vor! Ihr wiſst, daſs Räuber umher schweifen.

Violanta. Der Fremde hat nichts Räubermäſsiges an sich.

Dianora. Der Schein trügt! Ich sage dir: der Schein trügt. Von dem Aeussern schlieſse ja nicht zu rasch auf das Innere. Ich selbst habe einmal — Die Räuber verkleiden sich, geben sich Titel und Namen, und — — Seyd auf eurer Huth! Selbst der gefürchtete Rinaldini — Ach Gott! — Wenn er —

Violanta. Was ist Euch?

Dianora. Meine Augen — Ach! — Mein Kopf —

Violanta. Gräfin!

Dianora. Ruhig, es wird vorübergehen. — Ein Schwindel — — Es ist schon wieder gut. — Ach! der Traum! der Traum! — Bringe mich zu Bette.

Violanta führte sie in ein Seitenzimmer. — Rinaldo ging über die Gallerie in Violantens Zimmer zurück, wo er sich auf das Sopha warf, und seinen Thränen freien Lauf liefs. Laut jammerte er:

„Dahin, Unglücklicher! hast du sie gebracht. Nicht genug, dafs du selbst der Unglücklichste der Unglücklichen bist, mufst du auch die reinsten Herzen, die sich dir nahen, dir nach, in den Abgrund ziehen, der mit allen Schrecken des Todes sich dir entgegen dehnt!“

— Die Thür des Zimmers ging auf. Er suchte sich zu sammeln. — Ein Mädchen trat ein, und sagte:

„Herr Baron, ich soll Euch Euer Zimmer anweisen.“

Er stand auf und folgte dem Mädchen, die ihn in ein artiges Zimmer führte. Sie liefs ihm Licht, ging, kam wieder, deckte den Tisch, und besetzte ihn mit kalten Speisen, Früchten und Wein.

„Madonna Violanta läfst Euch wünschen, wohl zu ruhen;“ — sagte das Mädchen, und verliefs das Zimmer.

Rinaldo hatte weder Appetit noch Schlaf. Die Stunde der Mitternacht nahte sich schon, und er war noch immer munter und wach. — Da klopfte es leise an seine Thür. Er lauschte. Es klopfte etwas stärker. Er öffnete die Thür, und Violanta stand vor ihm.

„Es ist mir sehr lieb, — sagte sie, als sie in's Zimmer trat, — dafs ich Euch noch wach und munter finde.“

Er. O! Ihr findet mich in einer Unruh, in einer Bewegung, die ich nicht zu schildern vermag.

Sie. Ihr habt unser Gespräch angehört —

Er. Alles habe ich gehört. O! es hat mich zermalmt.

Sie. Was gedenkt Ihr zu thun?

Er. Dianora wird gewiſs endlich noch nachgeben, mich zu sehen.

Sie. O! sie hat es schon.

Er. Hat sie? — Violanta! Sie will mich sprechen? O! sagt Ja, und macht mich glücklich. — Was will sie? — Was sagte sie?

Sie. Wir haben noch viel und lange von Euch gesprochen, als ich sie zu Bette gebracht hatte. Ich habe sie halb und halb schon vorbereitet. In einigen Tagen, hoffe ich, sollt Ihr sie sehen und sprechen können.

Er. O Violanta! wenn ich —

Sie. Keinen Dank! Ich bin Euch meine Rettung, und das freundlichste Geschenk des Daseyns, mein Leben, schuldig. — Morgen sprechen wir weiter davon. — Nehmt meine gute Nachricht mit aufs Lager zur sanften Ruh.

Sie ging, und Rinaldo blieb in einer heftigen Bewegung zurück. — Er wollte endlich sich entkleiden, als er Fufstritte vernahm, die auf sein Zimmer zukamen. Die Tritte waren männlich und stark. Sie kamen näher. Die Thür ging auf, und eine lange, hagere, schwarz gekleidete männliche Gestalt, trat in das Zimmer. Eine schwarze Larve bedeckte das Gesicht der Figur, und eine Kaputze war über ihren Kopf gezogen. Ein Knotenstrick umgürtete ihren Leib, und Füfse und Hände waren blos. Diese imponirende Gestalt stellte sich gerade vor ihn hin, und drohte ihm mit aufgehobenem Zeigefinger. Rinaldo blieb fest stehen, legte die rechte Hand an ein Terzerol, und fragte:

„Wer bist du? Was willst du?“

Mit dumpfer Stimme gab die Gestalt ihm Antwort:

„Ich lade dich ein, binnen 24 Stunden vor dem Richterstuhl der strengen Richter der Wahrheit, der Richter aller Verbrechen, die im Verborgenen schleichen, ihnen aber aufgedeckt sind, zu erscheinen. Kömmst du nicht, so wird man dich abholen.“

„Was habe ich mit Unbekannten zu schaffen? — sagte Rinaldo. — Und wer gab euch das Recht, euch meine Richter zu nennen?“

„Deine Vergehungen, deine bösen Thaten und Verbrechen gaben es uns, welche uns das Recht geben, alle Menschen zu richten.“

„Du sprichst von Recht? — Recht verkriecht sich nicht in Dunkel und Nacht.“

„Wohl dir, wenn wir dich nicht ans Licht bringen, denn dort erwartet dich das Henkerschwert.“

Gelassen, doch nicht ohne Bitterkeit, fragte Rinaldo:

„Und was erwartet mich bei Euch?“

„Buſse.“

Rinaldo lächelte, wie einer lächelt der den andern einer Groſssprecherei wegen etwa bemitleidet. — Der Schwarze behielt seinen imponirenden Blick, seine gebietende Stellung, und fragte:

„Keine Antwort?“

Schweigend wieſs ihm Rinaldo die Thür, und lächelte.

„Keine Antwort?“ — fragte der Schwarze wieder.

Rinaldo wieſs ihm abermals die Thür, und sagte:

„Dies ist meine Antwort.“

Der Schwarze trat einen Schritt näher, fixirte ihn stark, und fragte:

„Du wirst also nicht gutwillig zu uns kommen?“

„Nein!“ — antwortete Rinaldo entschlossen.

„So wird dich Gewalt zu uns bringen.“

„Die erwarte ich. — Was könntet ihr thun? Wie weit geht eure Gewalt gegen Männer meines gleichen?“

„Du wirst es erfahren.“

Damit verlies die sonderbare Gestalt trotzig das Zimmer. — Rinaldo ergriff das Licht, ihr nachzueilen, trat in das Vorzimmer, fand es verschlossen, und konnte nicht begreifen, wohin die Gestalt so schnell gekommen war. Er durchleuchtete alle Winkel, und sah nichts; er lauschte, und hörte nichts.

Im Zurückgehen nach seinem Zimmer wurde er auf dem Vorsaale eine halboffene Thür eines Schrankes gewahr, glaubte die Gestalt etwa in dem Schranke zu finden, rifs die Thür heftig auf, sah ein Skelet, bebte betroffen zurück, und das Licht fiel ihm aus der Hand.

Er eilte in sein Zimmer, hohlte ein anderes Licht, stürzte mit gespanntem Ter-

zerol auf die vorher offene Schrankthür zu, und fand sie jetzt fest verschlossen. Umsonst bemühte er sich, sie zu öffnen, sie war so fest eingepaſst und verschlossen, als wäre sie niemals geöffnet gewesen.

Er stand, stutzte, und wuſste nicht, wozu er sich entschlieſsen sollte.

Unmuthig und betroffen raffte er endlich das ihm entfallene Licht auf, ging in sein Zimmer, verschloſs die Thür, und legte sich zu Bette.

Kaum war er den folgenden Morgen dem Lager entstiegen, als er zu Violanten eilte, die eben im Begriff war, ihr Zimmer zu verlassen, und wie sie sagte, zu Dianoren gehen wollte.

„Die Gräfin ist gar nicht wohlauf, — sagte sie. — Ich darf sie heute keinen Augenblick verlassen. Es soll Euch aber an Eurer Bequemlichkeit nichts abgehen. Sobald ich Euch sprechen kann, komme ich

zu Euch. Vielleicht kann es heute Abend nur spät, vielleicht gar nicht geschehen. Lafst Euch das nicht irre machen. Morgen vielleicht sehen wir uns öfterer; vielleicht seht und sprecht Ihr auch morgen schon Dianoren. Wir wollen hoffen, dafs alles nach Wunsche gehen mag."

Mit dieser Erklärung wenig befriediget, ging Rinaldo nach seinem Zimmer zurück. — Als er an den mysteriösen Schrank kam, blieb er stehen, betrachtete denselben genau, und fand ihn noch immer wohl verschlossen. Einige Gemählde auf dem Saale fesselten seine Aufmerksamkeit. Sie schienen die Folge einer geheimnifsvollen Geschichte in Bildern zu seyn. Auf zweien sah er die ihm erschienene schwarze Richter-Gestalt abgebildet. Einmal stand sie drohend mit einem gezogenen Dolche vor einem liebenden Paare, das sich fest umschlungen hielt, und das zweitemal erschien sie in einer Kapelle, und fafste ein Frauen-

zimmer bei dem Arme, das betend vor dem Altare lag.

Die Ankunft des Mädchens, welche ihm ein Frühstück brachte, störte ihn in seinen keineswegs artistischen Betrachtungen.

„Habt ihr — fragte er das Mädchen, als sie im Zimmer waren, — schwarzbekuttete Mönche in der Nachbarschaft?“

„Ja, antwortete das Mädchen; — Auf dem steilen Berge dort oben, über dem Dorfe, liegt ein Kloster der Karmeliter-Mönche, und diese tragen schwarze Kutten.

„Kommen zuweilen welche von diesen schwarzen Mönchen hieher?“ — fragte Rinaldo weiter.

„Jährlich dreimal, — gab das Mädchen zur Antwort, kömmt der Terminirer *) zu

*) So heifsen die Mönche der Bettelorden, welche Almosen einsammeln müssen.

zu uns, und sammelt die bestimmten Almosen ein."

„Sind diese Karmeliter die Beichtväter des Schlosses?"

„Nein! das sind Franziskaner. Ihr Kloster liegt dem Schlosse gleich gegenüber. — Mit den Karmelitern haben wir hier gar keinen Verkehr im Schlosse."

Rinaldo fragte nicht weiter. Das Mädchen ging, und er trat an's Fenster, das Karmeliter-Kloster genau in Augenschein zu nehmen.

Die Zeit wurde ihm lang. Er forderte etwas zu lesen. Man brachte ihm eine alte Chronik. Er las und gähnte, harrte und hoffte. — Der Tag verging, der Abend kam, und Violanta lies sich nicht sehen. — Endlich erhielt er durch das Mädchen ein Billet von ihr. Sie schrieb:

„Heute sprechen wir uns nicht. Morgen werdet Ihr mehr von mir hören."

Es wurde Nacht. Er verschloſs seine Thür. Der schwarze Gerichtsbothe kam nicht.

Als er früh aufgestanden war, und zu Violanten gehen wollte, kam ihm das Mädchen mit einem Briefe von ihr entgegen. Er riſs ihn auf, und las:

„Dianora hat von mir erfahren, daſs Ihr hier seyd. Sie hat ihr schreckliches Geheimniſs ganz in meinen Busen geschüttet, und ich weiſs nun wer, und was Ihr seyd. Verlaſst eilig dieses Schloſs. Auch wir haben es verlassen, und wenn Ihr diesen Brief empfangt, sind wir schon viele Stunden weit von hier entfernt. Ihr werdet uns nicht finden, dazu sind unsere Maſsregeln schon getroffen. Flieht, und rettet Euch; denn wenn die strengen Richter der Wahrheit Euern Aufenthalt auskundschaften sollten, werden Sie Euch nicht lange Zeit gönnen, Eure Freiheit zu benutzen. Lebt wohl, Ihr

furchtbarer, verrufener Mann! Gott bessere, bekehre, und schütze Euch.

Violanta."

„Bin ich denn überall ein Spiel der Verkappten! Muſs ich allenthalben nur im Dunkeln schleichen? Flieht auch selbst die Liebe meinen Namen wie ein Verbrechen? Nun dann, hinab mit dir, Unglücklicher, in den Schoos deiner Mutter!" — schrie Rinaldo auſser sich, ergriff ein Terzerol, spannte, und setzte es an den Mund.

Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, sank sein Arm, und das Terzerol entfiel seiner Hand. Er wendete sich rasch herum, und der schwarze Forderer stand hinter ihm. Er drohte ihm mit dem Finger, und verlies das Zimmer.

Rinaldo erhohlte sich kaum nach und nach, als er seine Büchse ergriff, sie über die Schulter warf, und das Schloſs verlies.

Er schlug einen Hohlweg ein, und war kaum hundert Schritte weit in demselben gegangen, als der Schwarze ihm entgegen kam, und ihm zurufte:

„Erscheine!"

„Wo trifft man euch?" — fragte Rinaldo entschlossen.

„Rechts auf jener mit Pappeln bewachsenen Anhöhe wirst du eine Kapelle sehen. Dort trifft man uns," — sagte jener, und ging gelassen an Rinaldo vorbei.

Dieser ging langsam weiter fort, aber nicht nach der Kapelle zu.

„Eine Spiegelfechterei von dem alten Charlatan zu Frontéja! — sprach er zu sich selbst; — dessen Maschine ich bin, wie er mir selbst gesagt hat. — Ich komme nicht. Und erscheint mir der Unglücks-Rabe noch einmal, so" —

Hier stand der Schwarze wieder vor ihm und fragte:

„Was willst du dann thun?"

Rasch rifs Rinaldo seine Büchse von der Schulter, sprang einige Schritte zurück, spannte, legte an, und drückte auf ihn ab. Das Pulver brannte ab, und der Schufs versagte.

Der Schwarze lachte, und sagte:

„Armer Schütze! Schiefs nach Raben, aber nicht nach mir. Wagst du so etwas zum zweitenmal, so zerschmettere ich dich."

„Du? mich?" — schrie Rinaldo wüthend und ausser sich, warf die Büchse von sich, stürzte auf ihn los, packte ihn bei der Brust, und fühlte sich auf einmal von gigantischen Armen umfafst, gedrückt, und so heftig zu Boden geworfen, dafs ihm Hören und Sehen verging.

Als er wieder zu sich kam, fand er seinen Kopf blutend, und der Schwarze war nicht mehr zu sehen. — Seine Wuth gestattete ihm keine Worte. Er raffte sich auf, nahm sein Gewehr, und eilte mit raschen Schritten davon.

Kaum war er etliche dreifsig Schritte weit gegangen, als er am Wege hinter einem Strauche, eine elende, zerlumpte menschliche Figur erblickte, die ihn kaum gewahr wurde, als sie aus vollem Halse ihm zuschrie:

„Ach mein lieber, guter, edler Hauptmann!“

Rinaldo stutzte, ging näher, und erblickte seinen getreuen Lodoviko, der sich aufzuraffen suchte, indem ihn die Freudenthränen über die Wangen liefen.

Rinaldo. Um des Himmelswillen, Lodoviko! wie siehst du aus?

Lodoviko. Schrecklich mufs ich aussehen! Nicht wahr, ich bin ein wahres, leibhaftiges Konterfei des menschlichen Elends? ein Bild des Unglücks und der Verzweiflung?

Rinaldo. Unglücklicher! wie bist du in diesen Zustand gerathen? du siehst fürchterlich aus.

Lodoviko. Elend, zerlumpt, am ganzen Leibe zerrissen und zerschlagen.

Rinaldo. Rede nur, was ist dir begegnet?

Lodoviko. Ach! hört mich an. — Als Ihr mich in jenem Walde fortschicktet, mich in der Gegend des Schlosses der Frau Gräfin Martagno auf's Rekognosziren zu legen, richtete ich meine Sache recht klug ein, und erfuhr, daſs die Gräfin dermalen nicht dort, sondern auf einem andern Schlosse sey, das mir beschrieben wurde. Ich machte mich gleich dahin zu auf den Weg. Schon hatte ich die Gegend erreicht, und war kaum noch hundert Schritte von dem Schlosse entfernt, als auf einmal, — der Teufel weiſs, wo er her kam! — ein ganz schwarz verkappter Mann vor mir stand.

Rinaldo. Wie? Ein schwarzer, verkappter Mann?

Lodoviko. Wie ich Euch sage. — Er forderte mich in einem gebietenden Ton

vor den strengen Richterstuhl der Richter der Wahrheit im Verborgenen. Ich lachte darüber, und als er grob wurde, schlug ich ihn hinter die Ohren. Das bekam mir übel. Der Kerl packte mich mit Riesenstärke an, warf mich wie einen Sperling zu Boden, maulschellirte mich links und rechts so lange ab, bis mir alle Sinne vergingen, warf mich dann wie ein Feldhuhn auf die Achsel, und schleppte mich fort, bis vor eine Kapelle, wo er mich wie einen Nufssack niederwarf. — Sogleich ging die Thür der Kapelle auf, zwei schwarze Kerle kamen heraus, zogen mich bei den Beinen hinein, wie eine abgeschlachtete Ziege, und warfen mich wie einen Tornister, in eine finstere Kammer. Da lag ich ein paar Tage auf einer handvoll Stroh, und bekam Wasser und Brod, und noch dazu sehr spärlich, zur Kost. — Endlich wurde ich abgeholt, und vor drei verkappte Figuren geführt, die, von vielen natürlichen Skeletten umgeben, an einer schwar-

zen Tafel saſsen. Diese nannten sich meine Richter, und sagten mir, ich sey ein Schelm, ein Spitzbube, und dergleichen mehr. Ich war der Klügste, und schwieg. Endlich sagten sie, ich hätte schon längst den Strang verdient, von ihnen sollte ich nicht gehängt werden, für meine begangenen Verbrechen aber zu einer Total-Buſse verdammt seyn. Mit der Sentenz wurde ich abgeführt, von vier Henkersknechten entkleidet, und bis auf's Blut gegeiſselt. So ging's alle Tage. Die Kerle hieben so unbarmherzig auf mich zu, daſs mir die Geiſselhiebe bis auf die Knochen drangen. Endlich war nichts mehr an mir zu zerhauen, und so warfen sie mich diesen Morgen zur Kapelle hinaus. Ich kroch bis hieher, und weiter kann ich nicht.

Rinaldo. Wie? und dieser Buſse sollte ich mich auch unterwerfen?

Lodoviko. Ihr? Gott bewahre Euch und alle Menschen dafür!

Hier erzählte ihm Rinaldo, was ihm begegnet sey. Lodoviko kreuzte und segnete sich, und Rinaldo schrie:

„Komm, lafs uns das infernalische Nest in Brand stecken!“

Kaum hatte er ausgesprochen, als der schwarze Unhold vor ihm stand, und ihm entgegendonnerte:

„Elender Wurm! Hast du die Kraft meines Armes noch nicht genug gefühlt? Soll ich dich ganz vernichten?“

Wie ein Rasender eilte Rinaldo, ohne Antwort, mit gezogenem Dolche, auf ihn zu. Der Schwarze wich aus. Rinaldo raffte alle seine Kräfte zusammen, packte ihn mit der rechten, und sties ihm mit der linken Hand den Dolch auf die Brust. Der Stofs gab einen dumpfen Schall, und Rinaldo merkte, dafs er auf einen Panzer gestofsen hatte; er sties zum zweitenmal, und durchbohrte des Verkappten linken Arm. Laut aufbrüllend rifs sich dieser mit Riesenkräften los, schleuderte Rinaldo so

kräftig zurück, daſs er zu Boden taumelte, und entfloh mit schnellen Schritten.

„Mord und Wetter! jammerte Lodoviko; — wie wird es uns ergehen, wenn der Unhold seine Gesellen herbei ruft. Sie schlagen uns bei Gott! die Knochen zu Brei.“

Indem vernahmen sie das Geklingel von Maulthieren, und wurden bald zwölf Maulthiertreiber gewahr, die mit dreiſsig ledigen Maulthieren die Anhöhe herab kamen, um in Saldona Salz zu holen. Diese redete Rinaldo, als sie näher kamen, an, und fragte, indem er auf Lodoviko zeigte, ob sie diesem Unglücklichen, der von Räubern gemiſshandelt worden sey, nicht vergönnen wollten, Platz auf einem ihrer Maulthiere zu nehmen? er wolle für ihn bezahlen.

„Will der Herr bezahlen, — antwortete der Anführer der Maulthiertreiber, — so mag sich der Bursche aufsetzen. Das kann er aber auch thun, wenn der Herr

nicht bezahlt, denn wir sind Christen und haben Religion. Das Teufelsgeschmeiſs von Rinaldini's Bande macht tausend Unglückliche. Wir haben schon mehrerern Ausgeplünderten Beistand geleistet, die oft nakkend und blos, halbtod auf der Straſse lagen, und die Spitzbuben verfluchten."

Lodoviko, der sehr froh war, sich in so guter Bedeckung zu sehen, wurde auf ein Maulthier gebunden; die Reise ging weiter, und Rinaldo setzte sein Gespräch mit den neuen, handfesten Gesellschaftern, die noch obendrein gut bewaffnet waren, fort.

Rinaldo. Ihr sprecht von Rinaldini's Bande? Ist sie denn nicht ganz aufgerieben?

Maulthiertreiber. Den Teufel auch! Nichts weniger als das. Was ist

das, wenn ein paar Dutzend solcher Gauner todtgeschlagen werden? Das ist so viel, als nichts. Sie wachsen wie die Schwämme hinter allen Büschen hervor.

Rinaldo. Ist denn Rinaldini nicht schon längst selbst niedergeschossen worden?

Maulthiertreiber. Ja, prosit! Es heifst wohl immer so, aber es ist nicht wahr. Sie werden ihm auch nichts anhaben.

Rinaldo. Warum nicht?

Maulthiertreiber. Hm! — Könnt Ihr das nicht errathen? — Er ist fest. Das ist ganz sicher. Ihm schadet weder Hieb noch Stich. Und einige sagen gar, er könne sich unsichtbar machen. Das will ich nun zwar nicht als gewifs behaupten,

aber das ist doch wahr, sie können ihn nicht festhalten. Haben sie ihn auch einmal, witsch! ist er wieder fort. Es muſs übrigens ein ganzer Kerl seyn, der Rinaldini, aber in seiner Haut möchte ich doch nicht stecken. Was hat er davon? Am Ende kommt Herr Urian, spricht: die Zeit ist vorbei, da ist der Kontrakt, marsch, mit mir fort! und dreht ihm den Hals auf den Rücken.

Rinaldo. Er wird doch nicht gar —

Maulthiertreiber. Ja! er hat ganz sicher ein Paktum mit dem Bösen, denn sonst zappelte er schon längst in der Luft. Er ist also doch ein unglücklicher Mensch. Wozu helfen ihm alle Schätze der Welt, wenn seine Seele verloren geht? Das ist ja doch das theuerste, was der Mensch hat. Weiſs er diesen Schatz nicht zu bewahren, so gebe ich ihm für all das

andere, keine Melone. Redlich gelebt und selig gestorben, das ist das beste. Bei Rinaldini heifst's aber, fröhlich gelebt und traurig gestorben. Das taugt nichts! Er schläft einst auf seinen erstohlenen Geldkisten doch nicht so sanft ein, als ich auf meinen redlich erworbenen Maulthierdekken. Das ist ein ganz anderes Lager!

Rinaldo. Er soll aber wohlthätig seyn.

Maulthiertreiber. Mit unter. Aber, hole ihn der Teufel mit seiner Wohlthätigkeit! Erst stiehlt er's, hernach verschenkt er's. Ich mag nichts von ihm haben. Segne mir Gott mein redlich erworbenes Stückchen Brod. Betrügen oder bestehlen möchte ich keinen Menschen, auch nur um eine Bohne.

Rinaldo. Es ist wahr, er treibt ein elendes Handwerk.

Maulthiertreiber. Ein Allerwelts-Kammerdiener ist er, und kömmt ungerufen, wie der Rabe auf's Aaas. Er hätte doch wohl etwas besseres lernen können, denn er soll gar nicht dumm seyn. Spitzbubenkniffe muſs er genug im Kopfe haben. Gott behüte und bewahre jeden ehrlichen Christen für solchen Kenntnissen und Wissenschaften!

Rinaldo. Er selbst, soll nicht stehlen.

Maulthiertreiber. Aber er läſst stehlen. Das ist gleich viel. Kurz, es ist kein gutes Haar an ihm; aber ein verzweifelter Kerl ist und bleibt er doch immer. Denn so wie er, hat noch keiner die Justizen genarrt.

Rinaldo. Wie alt mag er wohl seyn?

Maulthiertreiber. Er soll noch nicht einmal sechs und zwanzig Jahr alt seyn, sagen einige. Andere aber sagen, er sey ein Dreilsiger. Das ist aber wohl gleichviel! Reif zum Galgen ist er schon längst gewesen. — Sehen möchte ich ihn wohl einmal. Es müfste aber im Guten seyn, denn im Bösen mag ich nichts mit ihm zu thun haben. Er hat gar zu viele Helfershelfer.

Rinaldo. Wo mag er jetzt wohl eigentlich stecken?

Maulthiertreiber. Wer will das wissen! Er ist, wie Herr Niemand, allenthalben. Gar oft spaziert er als Kavalier umher, lebt sogar in Städten, sponsirt unter den vornehmen Damen herum, und soll deren ein Paar schon weidlich gezogen haben. Kommen sie ihn auf die Spur, so ist er fort, und kein Teufel weifs wohin. Er zieht beständig verkleidet im Lande um-

her, und nimmt allerlei Gestalten an. Heute ist er da, morgen dort, und seine Bande umschwärmt ihn allenthalben. Er ist mit einem Worte: ein Himmeltausend elementischer Kerl!

Jetzt wurde Lodoviko auf der Anhöhe die bewufste Kapelle der Schwarzen gewahr. Ein kalter Schauer lief ihm durch alle Glieder. Er seufzte tief auf, und gab seinem Herrn einen bedeutenden Wink. Dieser blickte hinauf, sah die Kapelle, und verstand ihn sogleich.

Achtes Buch.

Schwebend zwischen Traum und Hoffen,
Näherst du dich nie dem Ziel;
Von des Glückes Wankelmuth betroffen,
Spielst du zaghaft auch das beste Spiel.

„Die Kapelle dort oben, — sagte Rinaldo, — scheint ein altes Werk zu seyn."

„O ja; — antwortete der Maulthiertreiber. — Es wird sich aber wohl keine Seele die Mühe nehmen, sie zu besuchen, denn sie ist alt und baufällig, und ohne Bild und Altar. Raben und Eulen werden sie vermuthlich bewohnen, wenn sie nicht zuweilen gar eine Herberge für den Signor Rinaldini und seine Nachtvögel abgiebt.

Rinaldo merkte, dafs von seinen Gefährten keine Nachricht, wie er sie zu haben wünschte, einzuziehen seyn würde, und schwieg.

Sie kamen endlich nach Saldona. Rinaldo bezahlte Lodoviko's Ritt reichlich, und lies sich zu einem Juden bringen, wo er seinen Gesellen neu kleidete. Dann wurden Salben, Wasser und Pflaster in der Apotheke gekauft, Proviant wurde nicht vergessen, und eine Chaise gemiethet. In dieser rollten sie nach gehaltener Sieste, auf der Heerstraſse weiter fort.

Unterwegs untersuchte Rinaldo seine Büchse, und fand sie ungeladen. Dies erklärte ihm ganz natürlich das wunderbare Versagen derselben gegen den Schwarzen.

„Man hat mir — sprach er bei sich selbst, — im Schlosse den Schuſs aus meinem Rohre gezogen, um mich ungestraft miſshandeln zu können. — Wie? wenn Violanta, einverstanden mit der schwarzen Gesellschaft, zu irgend einem Endzwecke lebte, der vielleicht Bezug auf die Gräfin hätte? Sollte es nicht daher kommen, daſs

Lodoviko so gemiſshandelt wurde, weil er den Aufenthalt der Gräfin zu erkundschaften suchte? — Die Bilder im Schlosse, auf welchen sich die schwarze Figur befand; — Das Skelet in dem Schranke, und jene Skelette, die Lodoviko bei den schwarzen Richtern sah! — Hm! das alles könnte zu mancherlei Vermuthungen führen. Wie? Wenn Dianora von einer gegen sie und ihr Vermögen verschworenen Bande, selbst gemiſshandelt würde? — — O! daſs ich jetzt nur an der Spitze von zwanzig der Meinigen stünde! ich wollte alle diese Räthsel gewiſs lösen.“

Vor Merona stiegen Rinaldo und Lodoviko aus der Chaise, schickten den Fuhrmann zurück, und schlugen einen Seitenweg ein. — Hier kamen ihnen ein paar Männer mit einigen Maulthieren entgegen, in denen Lodoviko bald alte Bekannte erkannte. Es waren L u z o und J o r d a n o, zwei handfeste Gesellen von Luigino's Bande.

Die gegenseitige Freude, sich zu finden, war sehr grofs, und es kam bald zu einer bestimmten Unterhaltung, die Rinaldo eröffnete.

Rinaldo. Wo ist Luigino?

Jordano. So viel wir wissen, hat er sein Korps getheilt, halb steht es unter seinen, und halb unter Amalato's Befehlen. Bei diesem waren wir. Vor sechs Tagen wurde unser Korps allarmirt, und wir, unserer Zwölfe, wurden von demselben abgeschnitten. Wir haben uns noch nicht wieder zum Ganzen finden können, und treiben indefs in der Nähe unser Wesen, so gut es gehen will, für uns.

Rinaldo. Habt ihr sichere Plätze?

Luzo. O ja!

Jordano. Wir stecken in Felsen und Forsten bis über die Ohren.

Rinaldo. Ich gehe mit euch.

Luzo. Wie?

Jordano. Ist das Ernst?

Rinaldo. Wie ich sage.

Jordano. Wetter! das giebt uns Ehre und Glück.

Die Maulthiere wurden bestiegen, und Rinaldo kam bei dem Häuflein an, welches sich nun dreifach so stark fühlte, als es wirklich war, da der gefürchtete Räuberhauptmann an seiner Spitze stand.

Rinaldo machte gleich Anordnungen, sendete einige aus, theils zu werben, theils alte Kameraden herbei zu ziehen, und machte allen kund, daſs er gesonnen sey, einen Hauptstreich auszuführen. Das machte die Bursche stolz und froh, und das Viva Rinaldini tönte in allen Klüften wieder.

Den vierten Tag brachte man schon zwei alte Gesellen aus Luigino's Haufen, die versprengt umherstrichen, und sehr froh waren, wieder Gesellschaft zu finden. Auch wurden drei neue Mitglieder hinter den Zäunen aufgerafft, aufgenommen und beeidiget, und so sah Rinaldo, mit sich selbst, seinen Haufen schon neunzehn

Köpfe stark. — Mit diesen schwenkte er sich links, und brach über Saldona in die Bergkette ein, auf deren linken Seite die verrufene Kapelle stand.

Rinaldo schlug in einem unwirthbaren Thale zwischen Felsen, sein Lager auf, und erhielt bald Proben von der Geschicklichkeit seiner Leute; sie schleppten reichlich von allen Seiten herbei, und es fehlte weder am Gelde noch an Proviant. — Man brachte auch noch ein paar Landstreicher ein, die sich mit grofsem Vergnügen zu der neu etablirten Gesellschaft begaben.

Nachdem alle gehörig mit Munition versehen waren, und Lodoviko wieder auf den Beinen seyn konnte, brach Rinaldo mit seinem Schwarme auf, besetzte den Pafs, und kam in der Mitternachtsstunde bei der berüchtigten Kapelle an. Sie war verschlossen. Die Thür wurde eingeschlagen, und das Innere der Kapelle wurde

mit Fackeln durchsucht. Man fand Gewölbe und Keller, aber alle waren öde und leer.

Jetzt wurde wahr, was der Maulthiertreiber, den wir kennen, meinte. Rinaldo nahm Quartier in der Kapelle.

Den folgenden Abend zog er in's Thal hinab, und als die Nacht einbrach, marschirte er auf das Schloſs der Gräfin Martagno los. Da er alle Ausgänge wohlbesetzt hatte, wollte er sich mit Lodoviko und Jordano in das Schloſs selbst begeben, als ihm gemeldet wurde, man vernehme von weitem das Pferdegetrappel von einem nicht unbedeutenden Kavallerie - Korps. Er zog seine Leute zusammen, und schwenkte sich links in ein Buschholz, welches er kaum erreicht hatte, als die Reuterei auf der Heerstraſse näher herbei kam. Seine Gesellen waren schuſsfertig, die Hunde lagen schweigend auf der Lauer, und fernher blinkten ihnen brennende Fackeln entgegen.

„Sonderbar! murmelte Lodoviko, — ein Kavallerie - Detaschement reitet doch sonst nicht mit Fackeln einher.“

Der Zug kam näher. Es waren zwölf Reuter, die einen mit Maulthieren bespannten Wagen umgaben. Einige trugen Fackeln, und alle waren schwarz, genau so vermummt, wie jener Schwarze, Lodoviko's Schrecken und Rinaldo's Gegner, den wir kennen.

Jetzt waren sie dem Buschholze nah, welches Rinaldo verliefs, und dem Zuge mit gespanntem Rohre in den Weg trat. Hinter ihm standen Lodoviko, Luzo, Jordano, und noch zwei andere ihrer Gesellen schufsfertig, und der Ueberrest des Korps nahm den Zug im halben Zirkel, rechts in die Flanke.

„Haltet an! — donnerte ihnen Rinaldo entgegen. — Hier steht ein Mann, der euch näher kennen lernen will.“

„Wer ist der Mann? — fragte der Anführer. — Wer ist er, der uns Befehle

geben kann? Uns Gefürchteten? Uns schreckbar Gewaltigen?"

„Nennt euch, wie ihr wollt, — sagte Rinaldo; ich habe euch einen Namen entgegen zu setzen, der Staaten erschüttert, und die Mündungen meiner Kugelbüchsen liegen euch Gewaltigen und Gefürchteten entgegen. Ich bin Rinaldini."

„Dieser, — antwortete jener, — ist der Mann nicht, der uns schrecken kann, ist nicht der Gewaltige, der mit Erfolg uns drohen darf, denn er selbst, ist in unserer Gewalt."

„Das lügst du; — schrie Rinaldo erbittert. — Rinaldini ist in keines Menschen Gewalt."

„Thörichter Brausekopf! — sagte jener; — Dein Drohen und Pochen könnte dir bald gelegt werden, wenn man nicht Mitleid mit dir hätte; aber zu seiner Zeit sollst du schon dafür büſsen. Hart fallen die Geiſselstreiche der Gewaltigen auf. Frage nur deshalb Lodoviko."

„Ich hoffe, — schrie Lodoviko, — Hieb mit Hieb vergelten zu können.“

Der schwarze Anführer fuhr weiter fort:

„Jetzt Rinaldini! frage ich dich: warum trittst du uns in den Weg? Was willst du?“

Rasch antwortete Rinaldo:

„Genugthuung will ich haben für unbefugte Mifshandlungen, die ihr an Lodoviko und an mir selbst verübt habt. Ich erkenne eure vorgebliche Macht nicht. Auch will ich wissen, welche Heimlichkeit ihr in dem Wagen mit euch umherführt.“

„Auf alles das, — antwortete der Schwarze, — habe ich dir kein Wort zu antworten. Wir geben keinem Menschen von unsern Handlungen Rechenschaft. Gieb dein Vorhaben auf, und stelle dich zur Bufse ein, sonst wird ein schweres Gericht über dich ergehen.“

Ohne eine Silbe hierauf zu antworten, gab Rinaldo das Signal, und seine Gesellen rückten dem Zuge näher.

„Noch ein Wort von mir, — sagte er, — und ihr liegt zu Boden gestreckt. Oeffnet freiwillig die Geheimnisse eures Wagens, und ergebt euch, oder euer Blut bezahlt eure Hartnäckigkeit.“

„Du kannst thun, — antwortete der Schwarze, — was dir beliebt. Aber aufmerksam auf deine eigene Gefahr will ich dich doch machen. Du bist umzingelt. Auf allen Anhöhen blinken Gewehre zu deinem Verderben. Ergieb dich uns auf Gnade, sonst ist dein Leben verloren.“

„Hauptmann! — lispelte Jordano ihm zu, — die Anhöhen sind wirklich, wie es scheint, mit Menschen besetzt.“

Lodoviko sagte ihm in ihrer Sprache:

„Der Schein von Gewehren blinkt durch die Nacht.“

„Die Würfel liegen! — antwortete Rinaldo. — Gewinne, wer da will. Der Wurf ist gefallen. Man bemächtiget sich unserer nicht so leicht, und gewiſs nicht

ohne Blut. Angesetzt, sobald ich das Zeichen gebe. Wir schlagen uns durch."

Hierauf wendete er sich zu seinem Gegner und fragte:

„Zum letztenmal: wollt ihr euch gutwillig ergeben?"

„Zum letztenmal, nein!" — war die Antwort.

Rinaldo löfste sein Pistol gegen den schwarzen Anführer, zwanzig Schüsse seiner Leute fielen auf einmal, dreie der Schwarzen stürzten von den Pferden. Die andern zogen ihre Pistolen, schossen ein paar von Rinaldo's Gesellen nieder, drückten ihren Pferden die Sporen in die Seiten, und sprengten Feldein, rasch davon.

Rinaldo näherte sich dem Wagen, rifs den Schlag auf, glaubte Dianoren in seine Arme stürzen zu sehen, und fand statt Menschen in dem Wagen, einen Sarg.

Jordano, Lodoviko, und Luzo bemächtigten sich der Pferde der Gefallenen, und

und jetzt hörten alle von ferne Trompetenstöfse, und bald darauf ertönte die Sturmglocke im nächsten Dorfe.

„Hurtig! — schrie Rinaldo, — hurtig mit dem Wagen nach dem Gebirge rechts zu!"

Er warf sich auf ein Pferd, das ihm Lodoviko zuführte, und jagte Feldein nach dem Bergpasse zu. Ihm folgten auf erbeuteten Pferden, Jordano und Luzo nach.

Lodoviko und noch einige seiner Gesellen sprangen auf, und in den Wagen. Die andern schlossen sich dicht an, und der ganze Zug rückte so schnell wie möglich, dem Hauptmann nach.

Kaum hatte Rinaldo den engen Pafs des Gebirges erreicht, als er und seine Gesellen von den Pferden stiegen und Posto fafsten, entschlossen, den Eingang zu ihrer Retirade auf das äusserste zu vertheidigen.

Aber es erschienen keine Gegner, und sie wurden nicht angegriffen.

Bald darauf kam der Wagen an, und nach und nach, laufend die andern Gesellen. Sie zogen sich tiefer in's Gebirge, und erreichten ein kleines Thal, als eben der Morgen aubrach. Hier wurde Halt gemacht. Maulthiere und Pferde wurden der kärglichen Weide des Thals überlassen, und Rinaldo musterte seine Leute. Ausser den beiden, bei der Gegenwehr der Schwarzen gefallenen, fehlte kein Mann.

Hierauf liefs Rinaldo den Sarg aus dem Wagen heben. Er war aufserordentlich schwer, und fest vernagelt. Man zerschlug den Deckel, und fand wohleingepackt eine Menge goldene und silberne Gefäfse aller Art. Sie packten aus: Leuchter, Schüsseln, Teller, Kannen, Becher, und Schmuck; auch lagen in zwei Kästchen einige Ringe, Uhren, und sechs Rollen, jede mit 100 Stück Dukaten gefüllt.

„Ah! siehe da! — sagte Rinaldo. — Nun kennen wir doch wohl die schwarzen Herren? Sie treiben unter einem gar sonderbaren Scheine unser Handwerk selbst. Daher ihre Erbitterung. Brodneid ist es also, der sie gegen uns aufbringt? — Gut, daſs sie gesammelt haben. Wir wollen uns, wie frohe Erben, in den Nachlaſs alter Wucherer theilen. Seht, sie haben zusammengescharrt, um uns frohe Tage zu machen!"

Hierauf schritt er ohne Aufenthalt zur Theilung, die einem jeden Theilnehmer eine beträchtliche Summe einbrachte. Er selbst behielt nur ein Pferd und zwei Rollen mit Dukaten ausschlieſslich für sich, was sonst noch auf ihn kam, gab er für die Hälfte des Preises gegen Geld hin.

Da es ihm sehr wahrscheinlich war, daſs er aufgesucht werden könnte, theilte er seine Rotte, und schrieb seinen Gesellen rechts und links Wege vor, welche sie einschlagen sollten, um sich nach und

nach dem Platze zu nähern, wo, wie er meinte, Luigino stand, und wohin er, wie er sagte, selbst kommen wollte.

Als nun alles angeordnet und verabredet war, setzte er sich zu Pferde. Eben das thaten Lodoviko und Jordano als seine Begleiter, und alle drei schlugen die Heerstrafse nach Nisetto zu, ein.

Sie hatten kaum das Thal im Rücken, als ihnen ein Bewaffneter begegnete, der ihnen ohne Anstand in den Weg trat, und ohne ein Wort zu sprechen, Rinaldo einen Brief überreichte. Rinaldo sah ihn misstrauisch an, und gab seinen Begleitern einen Wink, den diese verstanden, auf ein Tempo von den Pferden sprangen, und den Kerl in die Mitte nahmen. Dieser blieb, ohne sich zu regen, und ohne anscheinliche Furcht, auf dem Platze, wo er stand. Rinaldo öffnete den Brief, und las:

„Tapferer Rinaldini!

Deine Standhaftigkeit und dein Muth flöſsen uns Bewunderung ein. Du hast uns überwunden, und aus Feinden, zu deinen Freunden gemacht. Noch mehr, wir bieten dir hiermit feierlich die Hand zu einer Vereinigung, die du nicht ausschlagen wirst, da sie dir Männer bieten, die furchtbar genug sind, sich allenthalben Ehrfurcht zu verschaffen. Des Joches einer tyrannischen Regierung müde, sind wir entschlossen selbst zu herrschen. Dies wird dir genug seyn. Du, der du verdientest, an der Spitze eines Kriegsheeres zu stehen, wirst den Platz einnehmen, der dir bestimmt ist. Wir fragen dich: wo willst du dich finden lassen, damit wir dir mündlich mehr sagen können? Dem Ueberbringer dieses Briefes kannst du ohne Bedenken deine Antwort anvertrauen.

Wir erwarten sie so, wie wir sie wünschen.

Deine Freunde, die schwarzen Richter im Verborgenen."

Rinaldo riſs ein Blatt Papier aus seiner Schreibtafel, nahm Bleistift, und schrieb:

„Rinaldini mag euch nicht besser kennen lernen, als er euch schon kennt. Er ist kein Rebell gegen den König, und verachtet eure Anerbietungen. Ich weiſs euch zu verfolgen, und mag mich nie von euch Freund nennen lassen."

Er faltete das Billet, und übergab es stillschweigend dem Bothen, der es eben so annahm, und ohne ein Wort zu sprechen, davon ging.

Als er fort war, theilte Rinaldo seinen Begleitern den Inhalt des Briefes mit, die sich höchlich darob verwunderten.

Sie waren noch über diese Sache im Gespräch begriffen, als sie eine Kutsche

auf sich zu kommen sahen, in der, als sie näher kam, Rinaldo zu seinem grofsen Erstaunen, Olimpien gewahr wurde, die an der Seite eines Unbekannten safs, der, wie sein Gefolge vermuthen liefs, ein Mann von Ansehen und Stande war. — Sie entfärbte sich, als sie Rinaldo erblickte, sichtbar, gab aber kein Zeichen einer Bekanntschaft von sich, und nickte, als sie gegrüfst wurde, sehr vornehm, und ohne Bezug, mit dem Kopfe. — Rinaldo hielt einen Diener an, der einige Schritte hinter dem Wagen herritt, und fragte: „Wer der Herr in dem Wagen sey?"

„Der Statthalter von Nisetto;" war die Antwort.

Lodoviko sah Rinaldo an, und sagte ganz lakonisch:

„Nicht wahr! wir wollten diese Dame nicht kennen?"

„Natürlich! — lachte Rinaldo heraus; — Sonst hätten wir uns ja anders benommen."

„Jetzt wird sie der Herr Statthalter kennen lernen sollen, — fuhr Lodoviko fort; — und wer weiſs, ob er, wenn er diese Bekanntschaft erst recht ex fundamento gemacht hat, nicht wünscht, sie nie gemacht zu haben.“

„Wohl möglich!“

„Das muſs ich sagen, die Signora kömmt doch unter mancherlei Hände. Wenn sie nur nicht auch etwa einmal die Schwarzen in die Klauen bekommen, und ihr, weil sie uns kennt, eine Buſse auflegen, wie die war, die mir aufgelegt wurde. Mir haben sie den Kalender auf den Leib geprägt, das kann ich wohl sagen, und um die feine Haut der schönen Signora wär es doch schade, wenn sie so viele rothe Festtage, wie die meinige, bekommen sollte. — Ja bei'm Teufel! wenn ich den verdammten Kerlen diese Festtage vergesse, so will ich nie wieder sagen, daſs ich merken kann, wie viel Finger ich habe.“

Er hätte gewifs noch weiter peroi irt, wenn Jordano nicht die Bemerkung gemacht hätte, es erhebe sich vor ihnen eine Staubwolke, die von Reuterei herzukommen scheine. So war es auch. Die Staubwolke wurde bemerkt, kam näher, und die Reuter kamen zum Vorschein. — Rinaldo ermahnte seine Begleiter, ihre Waffen in Bereitschaft zu halten, und ritt gerade auf die Reuter zu.

Ein Dragoner-Kommando kam ihnen entgegen. Der Offizier dankte sehr höflich, als er gegrüfst wurde, und fragte eben so:

„Darf ich Euern Namen wissen?"

Ohne Anstand zu nehmen, antwortete Rinaldo:

„Ich bin ein Reisender, ein Römer von Geburt, und Baron Tegnano ist mein Name. Diese sind meine Diener."

„Ihr habt doch Pässe?“ — fragte der Offizier weiter.

„O ja! — antwortete Rinaldo ganz unbefangen. — Auch habe ich Empfehlungsbriefe von dem Statthalter zu Nisetto, dessen Anverwandter zu seyn, ich die Ehre habe, bei mir.“

„Das ist recht gut! — fuhr der Offizier fort: — denn Ihr werdet allenthalben angehalten werden, wo ihr Militair antrefft, was sehr häufig der Fall sein wird.“

Rinaldo. Wie kömmt denn das? Besorgt man etwas von den Barbaresken?

Offizier. Dazu ist man hier zu weit von der Küste entfernt. — Aber es streift viel loses Gesindel umher, und Rinaldini mit seiner Bande haufst mitten unter uns.

Rinaldo. Das habe ich auch gehört, habe es aber kaum glauben können.

Offizier. Es ist Wahrheit. — Auch existirt noch eine andere Gaunertruppe, von der man nicht einmal recht weifs, ob

sie mit zu Rinaldinis Bande gehört oder nicht. Ihre Mitglieder tragen schwarze Mönchskutten, und haben sich sehr furchtbar gemacht. Es ist mir sehr lieb, Euch und Eure Leute so gut bewaffnet zu sehen, ich würde mich sonst schwächen, und Euch Bedeckung mit geben müssen; denn selbst ein Militair-Kommando wagt, wenn es auf die Banditen trifft, die ganz verzweifelt fechten. — Ihr geht doch nach Molano zu?

Rinaldo. Nach Molano.

Offizier. Ich wünsche Euch glückliche Reise!

Sie schieden, und ritten davon.

„Das hieſs wohlfeil weggekommen; — sagte Lodoviko. — Mir war immer bange, er möchte die Pässe und Empfehlungsschreiben sehen wollen.“

Jordano. Mir auch. — Und, was hättet Ihr thun wollen, wenn das geschehen wäre?

Lodoviko. Ja! das laſst hören: was hättet Ihr thun wollen?

Rinaldo. Darauf war ich gefaſst.

Lodoviko. Nun?

Rinaldo. Ich hätte meine Brieftasche herausgezogen, hätte darinne geblättert, gesucht, und mich, da ich nichts finden konnte, bestürzt gestellt. „Meine Papiere sind liegen geblieben:" wär meine Antwort gewesen. Wir wären auf mein Erbieten nach Nisetto zum Statthalter geritten, und da Olimpia bei ihm war; meinst du denn, daſs diese uns würde haben stecken lassen?

Lodoviko. Bravo! Darauf wär ich, straf mich Gott! nicht so schnell gefallen, wie Ihr, und ich darf mir doch wohl auch kein kleines Stückchen Geistesgegenwart zutrauen. Auch schon deshalb verdient Ihr, unser Hauptmann zu seyn.

Jordano. Ja, bei'm Teufel! das ist wahr. Es ist mir recht lieb, daſs ich um

Euch bin. Vielleicht profitire ich auch mancherlei.

Sie trabten darauf stark los, aber nicht nach Molano zu, wie Rinaldo dem Offizier gesagt hatte, sondern sie hielten sich links an der Gebirgskette hin, wo sie gegen Mittag ein kleines Dörfchen erreichten, bei welchem ein benachbartes Serviten-Kloster eine Herberge für Reisende hielt. Hier hielten sie an, und kehrten ein.

Indefs ein kleines Mittagsmahl zubereitet wurde, packte Rinaldo das Anforderungs-Schreiben, welches er von der schwarzen Rotte erhalten hatte, an den Statthalter zu Nisetto ein, überschickte es ihm durch einen Bothen, und legte folgendes Schreiben dazu:

„Mein Herr Statthalter!

Beikommendes Schreiben einer Schwarzen Brüderschaft schickt Euch der Mann

zu, der eingeladen wurde, einem Bunde beizutreten, der gegen den Herrn dieser Insel gerichtet ist. Er fühlt keinen Beruf dazu, mit diesen Menschen gemeinschaftliche Sache zu machen, und macht Euch aufmerksam auf eine Pest, die im Finstern schleicht. Ihr werdet Eure Maſsregeln zu nehmen wissen. Der gebannte, geächtete und verachtete Räuberhauptmann ist kein Rebell; auch hat er seinem Handwerk jetzt gänzlich entsagt, und wird bald nicht mehr auf dieser Insel seyn. Er wünscht Euch wohl und glücklich zu leben, und unterzeichnet hier seinen Namen:

Rinaldo Rinaldini."

Nach der Besorgung dieses Geschäftes, überlieſs er sich dem Anschauen der romantischen Gegend, in welcher er sich befand. — Das Wirthshaus lag am Fuſse einer hohen Felsenmasse der Bergkette, auf

deren einer Spitze ein niedliches Schloſs stand, umgeben mit hohen Mauern, geschmückt mit mehreren Thürmen. Rinaldo erinnerte sich des Bergschlosses der Gräfin Martagno, und die Rückerinnerung rufte in seine Seele Bilder verfloſsner Tage zurück.

Er wandelte am Fuſse der Felsen, in stille Betrachtungen verloren, auf und ab, und näherte sich gedankenvoll einem Gebüsch, aus welchem plötzlich einige handfeste Männer hervorsprangen, ihn anpackten, niederwarfen, banden, und in's Gebüsch schleppten. Hier gaben sie ein Zeichen. Eine mit Rasen überlegte Fallthür ging auf, und Rinaldo wurde einige Stufen hinab, durch einen finstern Gang getragen. Eine Treppe und zweite Fallthür brachte ihn wieder über die Erde, und er befand sich als er wieder Tageslicht sah, in einem ziemlich geräumlichen Schloſshofe. Hier band man ihn los, und lieſs ihn zu Athem kommen.

Auf seine Frage: wo er sey? erhielt er zur Antwort: er werde es mit der Zeit erfahren.

Auf der Treppe kam ihm eine Gattung von Kastellan entgegen, der ihm drei Schlüssel überreichte, und dabei sagte:

„Dies sind die drei Schlüssel zu den drei Zimmern, welche Euch in diesem Schlosse zur Wohnung bestimmt sind.“

Rinaldo. Zimmer?

Kastellan. Ja, Zimmer.

Rinaldo. Also doch Zimmer, und keine Kerker?

Kastellan. Bewahre Gott uns alle für den Kerkern dieses Schlosses! sie sind fürchterlich. — Aber wie sollten auch ein Kerker, und der Herr Baron zusammen kommen?

Rinaldo. Du weifst also, wer ich bin?

Kastellan. Von Euch weifs ich weiter nichts, als dafs man mir befohlen hat, Euch hier zu bedienen, und dafs Ihr ein

Herr

Herr Baron seyd, dessen Namen ich nicht weiſs.

Rinaldo. Auf wessen Schloſs bin ich?

Kastellan. Das darf ich nicht sagen.

Rinaldo. Auf wessen Veranstaltung bin ich hier?

Kastellan. Daſs weiſs ich nicht.

Rinaldo. Wie lautet deine ganze Instruktion wegen mir?

Kastellan. Sie lautet: Du räumst dem Herrn Baron die bezeichneten drei Zimmer ein, bedienst ihn, und leistest ihm Gesellschaft, wenn er es haben will; wo nicht, so bleibst du für dich. Deine Frau wäscht und kocht für den Herrn Baron, und übrigens erwartest du weitere Befehle.

Rinaldo. Und den Namen des Besitzers dieses Schlosses erfahre ich nicht?

Kastellan. Von mir nicht.

Rinaldo. Ich bin also doch wohl eine Art von Staats-Gefangener?

Kastellan. Das kann seyn. Ich weifs es nicht, warum und weswegen Ihr hieher gebracht worden seyd.

Rinaldo schwieg und liefs sich seine Zimmer anweisen, die sehr artig meublirt waren. Er fand Schreibezeug, Papier, Bücher, ja sogar eine Guitarre. Ein Beweifs, dafs die, die ihn hieher hatten bringen lassen, ihn und seine Bedürfnisse kannten.

Die Aussicht aus seinen Zimmern in's Freie war romantisch schön. Er trat an ein Fenster, sie zu geniefsen, und ein Fernrohr gewährte ihm dieses Entzücken doppelt.

Er sah hinab, sah das Wirthshaus, wo er noh kurz zuvor eingekehrt war, und erblickte seine Gefährten, Jordano und Lodoviko, die sehr verlegen, allenthalben umherblickten, und sich vermuthlich das Verschwinden ihres Herrn nicht erklären konnten. Er rufte und winkte. Seine Stimme

verhallte in den Felsen, sein Winken wurde nicht bemerkt. Er beschrieb ein Papier und vertraute es der Luft an. Es irrte kreisend umher, und blieb nahe vor dem Schlosse in einem Dornstrauche hängen.

Noch sann er nach, wie er sich seinen Gesellen bemerkbar machen wollte, als er einige Reuter auf das Wirthshaus zusprengen sah. — Lodoviko und Jordano wurden von den Reutern umzingelt, es fielen Schüsse, Säbel blitzten, und bald waren die Reuter und Rinaldo's Gefährten verschwunden. Links wölkte sich der Staub in die Luft, und die Gegend wurde menschenleer und öde.

Die scheidende Sonne traf Rinaldo noch nachdenkend am Fenster an, und dort sahen ihn der Mond und die nächtlichen Sterne.

Drei Tage waren vergangen, als den vierten Tag Abends, da Rinaldo eben in tiefen Gedanken auf seinem Ruhebette safs, die Thür seines Zimmers aufging, und eine verschleierte, weibliche Gestalt ganz unvermuthet erschien. Sie blieb bei der Thür stehen, und Rinaldo, der sie ein paar Augenblicke schweigend betrachtet hatte, fragte:

„Wer ist da?"

Die Verschleierte kam näher, trat dicht an Rinaldo's Lager, und streckte schweigend ihre Hand aus.

Er. Bekannt, oder unbekannt?

Sie. Bekannt.

Er. Wer?

Sie. Rathe.

Er. Wie, kann ich — Doch, ich ahnde!

Sie. Nun? Wer bin ich?

Er. Du bist Olimpia.

Sie. Errathen.

Er. Wie kömmst du hieher zu mir?

Sie. Eben so, wie du hieher gekommen bist.

Er. Durch Gewalt?

Sie. Das nicht, aber auf eben dem Wege, auf welchem du hieher kamst.

Er. Du kennst also die Schlupfwinkel dieses Schlosses?

Sie. Noch nicht. Ich bin jetzt zum erstenmal hier.

Er. Was willst du?

Sie. Wie du fragen kannst! Besuchen will ich dich.

Er. Hast du von dem Statthalter abkommen können?

Sie. Wie du siehst.

Er. Er wird doch nicht argwöhnisch seyn?

Sie. Eine gute Haut!

Er. Desto besser für dich.

Sie. Und für dich. Er ist der Unserigen einer.

Er. Das heifst doch: Er ist auch eine Maschine des Alten zu Fronteja?

Sie. Warum nicht?

Er. Bravo!

Olimpia rückte einen Stuhl herbei, und setzte sich. — Rinaldo lachte laut auf.

Sie. Was fällt dir Lustiges ein?

Er. Mancherlei.

Sie. Das ist keine Antwort auf meine Frage.

Er. Antworte mir.

Sie. Frage.

Er. Warum bin ich hier?

Sie. Zu deiner Sicherheit.

Er. Wer liefs mich überfallen, und hieher bringen?

Sie. Dein Freund.

Er. Der Alte?

Sie. Er.

Er. Wem gehört dieses Schlofs?

Sie. Einem unsrer Freunde. — Wärst du nicht hier, du säfsest jetzt im Kerker. Die Schwarzen sind mächtiger, als du glaubst.

Er. Wie? Und die Schwarzen gehörten nicht auch zu den Eurigen?

Sie. Ich weifs nichts davon. — Wie könnten sie auch dann deine Feinde seyn?

Er. Maske vielleicht.

Sie. Wozu?

Er. Euch das Verdienst meines sogenannten Schutzes noch höher gegen mich anzurechnen.

Sie. Ein Possenspiel, dessen wir nicht bedürfen.

Er. Wer sind sie, diese imponirenden Strauchdiebe?

Sie. Das, was du gesagt hast. Aber sie sind durch geheime Verbindungen mächtig.

Er. Sind sie mächtiger, als der Alte und seine Ergebenen?

Sie. Das wohl nicht, aber sie sind dennoch sehr mächtig. Indessen, dein Brief an den Statthalter hat ihnen einen starken Schlag versetzt. Der Brief ist jetzt in den Händen der Regierung, die ohnehin schon

auf diese Menschen aufmerksam gemacht worden ist, und nun noch Etwas, und ihr gänzlicher Untergang ist da. — Doch, das wirst du hören. Jetzt, meine Bothschaft, die ich an dich habe.

Er. Eine Bothschaft? — Nun? Und welche?

Sie. Man fragt dich, ob du noch entschlossen bist, nach Korsika zu gehen?

Er. Ihr habt über eure Maschine zu gebieten.

Sie. Wir wollen deinen Entschlufs von deinem freien Willen haben.

Er. So bin ich eure Maschine nicht.

Sie. Du bist frei. Der Alte überläfst dich deinem freien Willen. Auch wenn du nicht nach Korsika gehen willst, kannst du dieses Schlofs verlassen, so bald du willst, kannst du gehen, wohin es dir beliebt.

Er. Ich nehme euch beim Worte.

Sie. Das kannst du.

Er. Gut!

Sie. Du willst also nicht nach Korsika gehen?

Er. Sobald ich den Alten von Fronteja, und Luigino gesprochen habe, werde ich mich bestimmter erklären.

Sie. Gegen mich nicht?

Er. Nein!

Sie. Gute Nacht!

Sie stand auf, ging nach der Thür, blieb stehen, und schien etwas zu erwarten. Rinaldo wünschte ihr, wohl zu ruhen. — Sie ging zurück, ergriff seine Hand. Schweigend zog sie Rinaldo zurück. Sie blieb stehen.

Er. Willst du noch etwas?

Sie. Ich habe dir noch etwas zu sagen.

Er. So sage es.

Sie. Es ist etwas —

Er. Unangenehmes?

Sie. Noch mehr, als das.

Er. Nun! was es auch sey, darf und muſs ich es wissen, so sage es.

Sie. Deine geliebte Rosalie ist krank.

Er seufzte und schwieg. — Olimpia erwartete vergebens eine Antwort, und ging endlich wieder nach der Thür zu. Hier blieb sie stehen.

Sie. Hast du nichts an Rosalien zu bestellen?

Er. Tausend Grüsse, und meine innigsten Wünsche für ihre Besserung.

Sie. Aber, wenn sie — Rinaldo! Rosalie ist sehr krank.

Er. O Gott!

Sie. Wenn ihr Verlust —

Er. Es ist kein beneidenswerthes Loos, die Geliebte eines verrufenen Räuberhauptmanns zu seyn! Welche Erdenglückseligkeit könnte das arme Geschöpf auch mit gegründeter Hoffnung erwarten? Die, ihren Liebhaber auf dem Rade, und sich schon deswegen, weil sie von ihm geliebt wurde, am Pranger, und zeitlebens im Zuchthause versorgt zu sehen.

Sie. Rinaldo! du vergifst die Lorbern, die dir in Korsikas Thälern grünen.

Er. Auch diese sogar sind kein Brautkranz für ein Mädchen. Für mich aber grünen sie nicht. — Ein so edles Gewächs, geschaffen für imperatorische Sieges-Stirnen, kühlt die Schläfe eines Räubers nicht. Auf meinem Haupte würde der Kranz welken, und ich würde ihn zur Satire für alle Helden der Nachwelt machen.

Sie. Unglücklicher Mann!

Er. Jetzt nennst du mich bei meinem wahren Namen.

Sie. Was wird, und was könnte aus dir werden?

Er. Was ich schon bin, Ein Unglücklicher!

Sie. Dein Unmuth ist grofs! Wie willst du enden?

Er. Wie es mir gebührt.

Sie. Wehe dir, dafs du so sprechen kannst! — Ermanne dich, und bleib, was du immer warst, ein grofser Mann.

Er. Beschimpfe die grofsen Männer nicht mit meiner Parallele.

Sie. Die Geschichte wird dir sagen —

Er. Keine Vergleiche! Keine Beispiele! Ich weifs nur allzugut, was ich bin.

Olimpia schwieg, und zog den Schleier über ihr Gesicht. Rinaldo schlug sich vor die Stirn, und seufzte tief auf.

Sie. Rinaldo! Rinaldo!

Er. Rosalie ist sehr krank?

Sie. Ich kann dich nicht täuschen. Sie ist —

Er. Todt?

Sie. Todt.

Er. Fahre wohl, gute Seele! Wohl dir, dafs du geendet hast! — Olimpia!

Sie. Rinaldo?

Er. Nicht wahr, ihr ist sehr wohl? — Auch mir mufs es so wohl werden, wie es ihr ist. Nur bald! nur bald!

Er wendete sich gegen die Wand, und weinte. Olimpia verliefs das Zimmer.

Aus einem schweren Traume entriſs ihn ein Geräusch. Er erwachte, und sah sein Zimmer erleuchtet. Er rieb sich die Augen, und sah: An einem mit sieben brennenden Wachskerzen besetztem Tische saſsen hinter Bechern und Flaschen, Cinthio, Nero, Lodoviko, Jordano, Luigino, Olimpia und Eugenia, jedes hinter einer Kerze. Schweigend, und wie in einen optischen Kasten, blickte Rinaldo in die Gesellschaft, die, seines erwachten Daseyns unbekümmert, sich ihrer Unterhaltung fortgesetzt überlieſs. Er schwieg und hörte.

Lodoviko. Sie hatten uns schon Handschellen angelegt, und führten fatale Reden, z. B. von der Folter, vom Köpfen, Hängen und dergleichen; Reden, die einem ehrlichen Kerl gar nicht behagen können. Das machte uns wirklich ein wenig bange, und wir sahen schon unserm gewissen Lebensende, auf der Folterbank zerdehnt

und zerzert, entgegen, als unvermuthet Hülfe und Rettung kam.

Jordano. Das hies in der That, Hülfe in der Noth! Wir werden sie unserm ehrlichen Alten zu Fronteja nie vergessen. — Laſst uns anstoſsen und seine Gesundheit trinken. Er soll leben!

Alle. Er soll leben!

Lodoviko. Unsern braven Rinaldini hat er auch schon verschiedenemal den ungewaschenen Händen der miſslaunichten Justiz entzogen, und er wär vielleicht schon längst eine Speise der Raben geworden, hätte der gute Alte sich nicht immer so freundschaftlich in's Spiel gelegt.

Olimpia. Das ist gewiſs wahr! Rinaldini hat ihm sein Leben auf vielfache Art zu verdanken.

Cinthio. Das wird er auch thun. Mein Freund Rinaldo ist dankbar. — Mir ist es ein sehr groſses Vergnügen, den guten Alten und seine wackern Freunde kennen gelernt zu haben. Da saſs ich, wenn

es recht köstlich gewesen wär als Förster in einem Dorfneste, und müſste Dächse und wilde Katzen verfolgen, um nicht zu verhungern. Nun aber soll's den übermüthigen Franzosen gelten.

Luigino. Es soll ihnen gelten! — Es leben die wackern Korsen, die unsrer Ankunft, die ihrer Retter harren!

Alle. Es leben die wackern Korsen!

Lodoviko. Pereant die Franzosen!

Nero. Wie lange kann's noch dauern, bis wir ihnen das Weiſse in den Augen absehen können?

Luigino. Höchstens ein paar Monate.

Nero. Wenn's doch nur noch ein paar Tage wären! Ich kanns kaum erwarten, bis wir ihnen unser Salutem entgegen knallen können.

Lodoviko. Wie stark sind wir nun aber eigentlich?

Luigino. Wir schiffen uns über vierhundert Mann stark ein, und finden in

Korsika über dreitausend Freunde, ohne die, die sich zu uns schlagen werden, sobald wir den ersten Streich ausgeführt, und uns eines haltbaren Platzes bemächtiget haben werden. Das Fort Ajalo wird zuerst genommen. —

Nero. Und die französische Besazzung muſs über die Klinge springen!

Lodoviko. Ja! sie muſs springen! furchtbar müssen wir uns machen. — Wetter! es wird einen schönen Lärm geben, wenn es heiſst: Das unüberwindliche Korps des groſsen Rinaldini ist da! Die Kerls sind wahre Teufel gegen ihre Feinde, und die groſsmüthigsten Menschen von der Welt gegen ihre Freunde. Sie vergieſsen ihr Blut für die Freiheit der unterdrückten und gemiſshandelten braven Korsen. Freunde! das bringt uns Ehre und Ruhm. Schon sehe ich unsere Namen an dem Obelisk glänzen, der uns und unsern Siegen errichtet werden wird, und die Mitwelt und Nachwelt wird sagen: Seht, das thaten

Menschen,

Menschen, die man Räuber, Männer, die man Banditen nannte. Da stehen ihre Namen mit goldenen Buchstaben, und obenan glänzt der Name Rinaldini. Das gibt hohe Ehre!

Nero. Geht denn unser Alter auch mit uns?

Luigino. Das versteht sich. Auch er ist ein Korse, der das Wohl seines Vaterlandes im Herzen trägt.

Eugenia. Und alle die Damen, die zu Fronteja wohnen, gehen auch mit nach Korsika?

Olimpia. Alle. — Viele von ihnen werden fechten an der Seite der tapfern Streiter mit Mannkraft und von Vaterlandsliebe beseelt. Andere winden Kränze für die Sieger, und ihre Küsse belohnen die Tapfern.

Jetzt trat ein schöner Mann von edler Bildung und schlankem Wuchse in das Zimmer. Luigino nannte ihn Astolfo, und Olimpia gab ihm den Namen Bruder.

Er setzte sich zu ihr. — Man zündete eine Wachskerze an, und setzte sie vor ihn auf den Tisch. Sein Becher wurde gefüllt. Es wurde gesprochen.

Cinthio. Nun? wie steht es? Ist das Schloſs bald voll?

Astolfo. O! daſs es doch bis unter das Dach voll Franzosen-Feinde steckte! es wär ein gesegneter Aufenthalt wackerer Männer! — Unserer Neunzig sind nun hier.

Lodoviko. Daſs wir doch alle schon in Korsika wären! Dem Klingenschmidt oder Büchsenmacher, dessen Klinge oder Rohr den ersten Franzosen in den Sand streckt, will ich zehn Messen lesen lassen, und seiner ganzen Familie soll, wenn er fällt, eine ex profundis bei weiſsen Wachskerzen gesungen werden, auf meine Kosten.

Astolfo. Spätestens bis Morgen früh muſs Amalato mit seinen dreiſsig Mann hier auch eintreffen.

Luigino. Wo mag Malatesta mit seinen Burschen stecken?

Astolfo. Er schwenkt sich noch im Tolonischen Gebirge herum. Er macht nun einmal so gern Jagd auf die Schwarzen.

Lodoviko. Das vergelte ihm Gott! Wenn er doch die ganze verfluchte Rotte mit Stumpf und Stiel ausrotten könnte!

Olimpia. Die Schwarzen nimmst du wohl oft in dein Gebet?

Lodoviko. O ja! so wie der Nachtwächter den Teufel. Die verdammten Hunde! Sie haben mir die Erinnerung an ihre Existenz so fest eingegraben, daſs ich bei jedem Stoſs einer Windfahne die Rückerinnerung an ihre Bekanntschaft in allen Gliedern und Nerven fühle.

Jordano. Ja! Dich haben sie derb getroffen. Jeder Neumond muſs sie dir unvergeſslich machen.

Lodoviko. Jeder veränderte Windstoſs, sage ich! Sie haben mir ein Calen-

darium perpetuum aufs Leder geprägt, dafs ich die Buchstaben und Karaktere in jeder Ader fühle, wenn die Hähne musiziren. Aber den ersten dieser Kalendermacher, den ich unter die Fäuste bekomme, will ich auch ein solches Honorarium reichen, dafs er es als Zehrpfennig bis in's Fegefeuer mitnehmen soll. Er soll so zerfleischt unter die Schnäbel der Raben kommen, dafs sie ihn ohne Mühe, wie Federpflaumen, sollen forttragen können. Seht, ich habe einen solchen Grimm auf diese schwarzen Kalenderherren, dafs ich einen jeden von ihnen mit allen Todsünden der ganzen Welt, und mit allen Pestbeulen der ganzen Levante möchte beladen sehen!

Luigino. Ein pestilenzialischer Wunsch!

Lodoviko. Ja, wenn ich einmal wünsche, so wünsche ich recht, oder gar nicht.

Noch hörte Rinaldo dem Gespräch, bei welchem die Becher fleifsig geleert

wurden, schweigend zu, als die Thür aufging, und der Alte von Fronteja in's Zimmer trat. Alle erhoben sich von ihren Sitzen und grüſsten ihn ehrerbietig Er winkte ihnen freundlich zu, sie setzten sich, und er nahm in dem Zirkel Platz. Zwei brennende Wachskerzen wurden vor ihn gesetzt, und sein Becher wurde gefüllt. Er sprach.

Der Alte. So rein wie das Wachs und die Flamme dieser Kerzen, ist die Absicht aller derer, die hier versammelt sind, entschlossen, den Boden eines Landes zu betreten, welches mit dem Blute seiner Tirannen gedüngt, uns eine reiche Ernte des Ruhms schenken möge! Wir säen und ernten für die Unterdrückten. Wir sind die wahren Ackersleute des Ruhms und der Gerechtigkeit. Wir kommen, die Ketten einer unterdrückten, tapfern Nation zu zerbrechen.

Luigino. Ja, wir kommen!

Der Alte. Der Tag der Rache, der Tag der Rettung bricht an, und eine neue Sonne geht über Korsika auf. — Geist des edlen, unglücklichen Theodors *), erscheine den Freunden des Landes, das du liebtes und retten wolltest!

Er sprach's, fuhr langsam im Kreuzschlag mit der Hand über den Becher, und schnell entbrauste der Wein in demselbem, wie gährender Most. Die Blasen stiegen hoch auf, entschwebten dem Rande des Bechers, thürmten sich pyramidalisch, wur-

*) Der bekannte König der Korsen, Baron Neuhof, ein Deutscher. — Seine Geschichte hat der Verfasser dieses Buchs der deutschen Lesewelt erst kürzlich mitgetheilt, unter dem Titel: Theodor, König der Korsen. Rudolstadt 1801, drei Theile, m. K. — Des Bezuges wegen auf einige Stellen dieses Buchs, den merkwürdigen Mann und die Korsen betreffend, wird sie auch von den Lesern, die dieses lesen, gelesen zu werden verdienen.

den zum schäumenden Dunstkreis, zerplatzten in der Luft, und bildeten eine aufsteigende Nebelgestalt in verwischter Menschenform. Die Lichter verlöschten, die Gestalt schwebte wie ein geformter Nebel, hell und durchsichtig über die Tafel, in die Höhe, und verschwand. Die Lichter entzündeten sich wieder, die Gestalt war verschwunden, die Gesellschaft safs sprachlos in feierlicher Stille da, und der Alte leerte seinen Becher auf König Theodors Wohl.

Noch safsen alle in erwartungsvoller Stille sprachlos, als der Alte sich gegen Rinaldo wendete und fragte:

„Hast du keine Rede für deine Freunde?"

Rinaldo. Wohl bekomme euch alles!

Der Alte. Ist das der ganze Antheil, den du an unsern Vorhaben nimmst?

Rinaldo. Ich kann nicht mehr thun, als euer Wohl zu wünschen.

Der Alte. Hat dich der grofse, ruhmvolle Gedanke, der edle Wunsch, ein Retter der Korsen zu seyn, verlassen?

Rinaldo. Ihre Sache liegt in guten Händen.

Der Alte. Entsagst du dem Ruhme, diese gerechte Sache zu vertheidigen?

Rinaldo. Ich entsage jedem Gedanken nach einem Ruhme, der mir nicht gebührt. Für einen Räuber-Hauptmann wachsen keine Palmen des Ruhms, grünen keine Lorbern der Unsterblichkeit.

Der Alte. Kleinmüthiger! du bist nicht mehr der kühne, unerschrockene Rinaldini. Dein Geist ist von dir gewichen. Du bist kaum noch der Schatten deiner vorigen Wirklichkeit. — O Freund! was würde, hörte er dich jetzt reden, dein ehemaliger Lehrer, der wackere Onorio, sagen? Er, der so oft mit dir in den Zeiten der Helden der Vorzeit umher schwärmte! was würde er sprechen? — Wie jammert

uns dieser dein Zustand? Was können wir für dich thun?

Rinaldo. Seyd ihr wirklich meine Freunde, so vergeſst, daſs man mich Rinaldini nannte. Verbindet mit diesem Namen keine Erwartung an kühne Thaten, und laſst mich unbekannt und ungenannt, in Ruhe sterben.

Cinthio. Rinaldo! Freund! —

Rinaldo. Ich beklage dich, den man seiner ruhigen Einsamkeit entrissen hat! Du warst zu glücklich für einen Räuber, darum konnte es nicht so bleiben.

Der Alte. Ich beklage dich!

Rinaldo. Gieb mir Beweise deiner Freundschaft.

Der Alte. Fordere.

Rinaldo. Verschafft mir, ihr Allesvermögenden, sichere Abfahrt aus dieser Insel.

Der Alte. Wohin?

Rinaldo. Auf irgend ein kleines, unbedeutendes Eiland, wo Platz für mich

und Gras für meine Ziegen ist. Dort will ich in stiller Ruhe unter Hirten und Fischern mein Leben endigen, ungekannt und ungenannt.

Der Alte. Wie wird das möglich seyn können? Du bist zu allbekannt.

Rinaldo. Doch nicht in jedem Welttheile. — Ich schenke euch meine vergrabenen Schätze, ich nenne euch die Plätze, wo sie liegen, sie werden euch bei euerm Vorhaben nicht unwillkommen seyn. Mich führe unbemerkt ein Schiff über die rollenden Fluten an den Küsten des Landes vorbei, dessen Fesseln ihr zerbrechen werdet.

Der Alte. Freund! du bist krank. Wir können dich nicht eher aus den Augen lassen, bis du genesen bist.

Rinaldo. Willst du mein Arzt werden, so sey so barmherzig wie deine Zunftgenossen, und gieb mich dem frühsten Grabe.

Er verhüllte sein Gesicht, und die Gesellschaft blieb schweigend und stumm.

Der Alte gab Astolfo einen Wink, und dieser verliefs das Zimmer. — Die Stille wurde durch keinen Laut unterbrochen.

Auf einmal ertönten Trommeln im Schlosse, und Trompeten durchschmetterten die Säle. Man sprang auf.

„Wir sind überfallen!“

ertönte es von allen Seiten ins Zimmer. — Rinaldo sprang vom Lager auf, ergriff seinen Säbel und eilte nach der Thür. Hier umfing ihn der Alte, und rufte entzückt aus:

„Ja! du bist noch der Unerschrockene, der Tapfere, wie sonst! Trompetentöne und Trommelwirbel haben dich dem Schlummer entrissen, und der Mann stand vor uns. Diese Töne werden dich nach Korsika begleiten, und der Donner unsers Geschützes wird unsern Feinden entgegen brüllen: Der Rächer kömmt!“

Rinaldo sah den Alten betroffen an, und der Säbel entsank seiner Hand.

„Ha! — schrie er: — Ihr kennt das Spiel, das ihr mit mir spielt, und ich kenne mich selbst nicht.“

Der Alte sah ihn bedeutend an, und sagte:

„Wir haben nur geweckt, was entschlummert war. Jetzt wissen wir, daſs du noch Rinaldini der Tapfere bist. Trompeten und Trommeln mögen schweigen. Dein Geist spricht kräftiger und lauter, als dein Mund. Was du auch sagen magst, wenn Miſsmuth und üble Laune dich quälen, wir glauben dir nicht. Wir kennen die Töne, die dich deinen Freunden geben, wie du bist. Was die Stimme der Freundschaft nicht vermochte, das vermochten die Töne der Trompeten. Dies ist der Ruf der Ehre. Wir wissen nun, daſs du der Held bist, den wir suchen und gefunden haben.“

Rinaldo. Ihr irrt Euch. Den Tod wollte ich suchen im Gefecht. —

Der Alte. Den sucht keiner, der unter Hirten und Fischern bei weidenden Ziegen leben will. Er sucht der Gefahr nur zu entfliehen, aber der Tapfere bietet ihr die Stirn.

Rinaldo. Verzweiflung ist nicht Tapferkeit. Sie macht den Muthlosesten zum Löwen.

Der Alte. Genug, Rinaldo! Wir kennen dich.

Auf einen Wink des Alten entfernten sich die Anwesenden nach und nach, und ohne Geräusch. Auch der Alte verlies endlich das Zimmer, und sagte:

„Wir überlassen dich der Ruhe.“

Rinaldo warf sich wieder auf sein Lager und die Rückerinnerung der ganzen Szene seit seinem Erwachen, gaukelte wie ein Traum vor seinen Sinnen vorüber.

Den folgenden Tag verliefs Rinaldo das Zimmer nicht, und blieb ungestört und

allein. Tages darauf verlangte er Cinthio zu sprechen, und erhielt die Antwort, dieser sey nicht mehr im Schlosse. Hierauf begehrte er eine Unterredung mit dem Alten von Fronteja, und auch dieser war nicht mehr hier. Bald darauf erschien Astolfo. Diesem eröffnete Rinaldo sein Verlangen, das Schloſs zu verlassen.

„Das steht in deiner Willkühr, — sagte Astolfo; — wie wohl ich es dir nicht rathen möchte, du müſstest denn mit den Unsrigen ziehen wollen. Die schwarze Rotte lauert allenthalben auf dich, und ohne Begleitung bist du immer in Gefahr, dich ihrer grenzenlosen Rache ausgesetzt zu sehen. — Die Unsrigen ziehen sich nach und nach an die Küste, wo sie eingeschifft werden, und nach Korsika absegeln können. Denn viel Zeit mögen wir nun nicht mehr verlieren, um sobald wie möglich, den Ort unserer Bestimmung zu erreichen.“

Rinaldo schien nachdenkend zu werden, faſste sich aber bald wieder, und fragte:

„Hast du zu Fronteja ein Mädchen gesehen, das man Rosalie nannte?“

Astolfo. Ich sah sie krank, und im Tode.

Rinaldo. Sie starb also wirklich?

Astolfo. So gewiſs, als wir beide noch leben.

Rinaldo. Nicht gewaltsam?

Astolfo. Was willst du damit sagen? Hast du Argwohn, so ist er ungegründet. Der Alte liebte sie, wie seine Tochter.

Rinaldo. Und doch hat er ihres Todes gegen mich mit keinem Worte gedacht.

Astolfo. Das ist so seine Art. Von Verstorbenen spricht er nicht gern.

Rinaldo. Rosalie war mir sehr werth!

Astolfo. Das hat man gesagt. — — Auch ich verlasse morgen dieses Schloſs. Willst du mit mir gehen, so hast du Be-

deckung. Wir ziehen uns, wie gesagt, alle nach und nach der Küste zu.

Rinaldo. Du bist Olimpiens wirklicher Bruder?

Astolfo. Der bin ich.

Rinaldo. Ein Korse?

Astolfo. Ein Korse.

Rinaldo. Ist auch Luigino schon fort von hier?

Astolfo. Auch er.

Hier entstand eine Pause. Astolfo näherte sich langsam der Thür. Rinaldo wendete sich auf einmal rasch zu ihm, und sagte:

„Ich verlasse morgen mit dir dieses Schloſs.“

Astolfo freute sich dieses Entschlusses, und verlieſs das Zimmer.

Den folgenden Morgen bestieg Rinaldo ein Pferd, und verlieſs in Astolfo's Begleitung das Schloſs. — Sie begegneten hier und

und da verschiedenen ihrer Leute, die sich zerstreut, und in kleinen Trupps, doch nicht allzuentfernt von einander, über die Gebirge hinzogen. — Die Unterhaltung auf dem Wege war sehr einsilbig.

In kurzen Tagereisen erreichten sie Sutera, wo sie einige Tage still lagen, und dann ihren Weg gerade auf Sirakus zu nahmen. Sie liefsen die Stadt links liegen, blieben ein paar Tage auf einer Villa, die, wie es schien, einem Bekannten der Gesellschaft gehörte, und reisten dann auf die Flächen von Marsala zu.

Hier quartierten sie sich wieder in eine Villa ein, und von hieraus machte Astolfo eine Tagreise allein.

Als er zurückkam, sagte er:

„Auf dieser Villa kannst du sicher und ruhig leben, bis wir dich zum Einschiffen abrufen. Wird dir die Zeit lang, so gehe zuweilen in die Gebirge von Sambuca, dort ist das Hauptlager unserer Leute. — Ich

reise jetzt zu dem Alten, und hoffe, dich bald wieder zu sehen."

Astolfo reiste ab; und Rinaldo fand in der Villa alles zu seiner Bequemlichkeit eingerichtet. Ein Gärtner und seine Tochter wären seine Hausgenossen; und bedienten ihn. Etliche Diener von der Gesellschaft gingen ab und zu.

Die Tochter des Gärtners, Serena, ein gutes Naturmädchen, war seine Gesellschafterin, und seine Gefährtin auf seinen einsamen Spaziergängen. In ihr sah er eine zweite Rosalie; und gewöhnte sich nach und nach so sehr an ihre Gesellschaft, daſs er sich nicht mehr von ihr trennen konnte. Sie unterhielt ihn mit kleinen Erzählungen von Geistern, Nixen und Rittern, und sang ihre; und seine Romanzen, die er für sie dichtete, ihm vor.

In diesem einfachen Unterhaltungskreise verfloſs ihm ein Tag nach dem andern so unbemerkt, daſs er schon drei Wochen auf

der Villa war, als er kaum glaubte, dahin gekommen zu seyn.

Einst saſs er mit Serenen in einer Gartenlaube, und machte gegen sie die Bemerkung, daſs er glaube, seit ein paar Tagen sie nicht so heiter, wie gewöhnlich, zu sehen.

Sie. Das kann seyn! Ich bin wirklich auch nicht mehr so heiter wie sonst. Daran ist mein Vater schuld.

Er. Dein Vater?

Sie. Ja! — Er sagte mir neulich, Ihr würdet nun nicht lange mehr hier bleiben, Ihr würdet fortreisen, und nicht wieder zu uns kommen.

Er. Und das könnte dich miſsmuthig machen?

Sie. Warum sollte es nicht? Ich habe mich nun an Euch gewöhnt. Man sollte sich in der Welt gar nicht kennen lernen, wenn man sich wieder trennen muſs. Nach meinem Sinn müſste alles hübsch beisam-

men bleiben, was sich einmal kennt und sich gut ist.

Er. Du bist mir also gut?

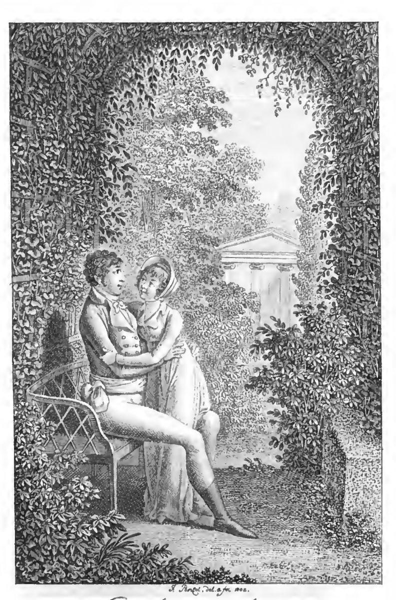
Sie. Ich dächte, das hättet Ihr längst schon gemerkt.

Er. Aber, ob ich dir gut bin?

Sie. Ich glaube es, weil Ihr mich immer um Euch haben mögt. Wenn man einem Menschen nicht gut ist, wird einem das zur Last. Aber bei Euch ist das nicht der Fall, denn wenn ich nur einmal ein paar Stunden nicht bei Euch bin, gleich ruft Ihr: Serena, wo bist du denn? — Und, ich höre Euch mich gern rufen. Ich habe es schon einigemal darauf angelegt, von Euch gerufen zu werden. Das habt Ihr nicht bemerkt, aber es ist wahrhaftig wahr!

Er. Was kann es dir aber helfen, wenn ich dir auch wirklich gut bin?

Sie. Ei! das hilft mir gar viel. Es macht mich fröhlich und froh, munter und leicht.



Du bist mir also gut?



Er. Da ich aber nicht hier bleiben kann —

Sie. Das ist freilich fatal! — Wo geht Ihr denn hin?

Er. Fort aus dieser Insel, in ein anderes Land.

Sie. Ist's dort auch so schön wie hier?

Er. O ja!

Sie. Ist dort auch eine Serena, die Euch gut ist?

Er. Vielleicht finde ich eine.

Sie. Wenn Ihr sie erst suchen müfst, warum bleibt Ihr nicht lieber hier, wo ihr sie schon gefunden habt?

Er. Ich habe Verhältnisse, Geschäfte —

Sie. Das ist mir gar nicht lieb! — Wenn Ihr fort geht, werde ich sehr traurig werden.

Er. Du wirst auch wieder heiter werden. Das giebt sich alles.

Sie. Nein! das giebt sich nicht. Es ist besser, es bleibt so, wie es ist.

Er. Das läſst sich nicht thun.

Sie. Das ist sehr ärgerlich! — Ihr kommt also auch nicht wieder?

Er. Schwerlich!

Sie. Wenn's auch ein Jahr währt, ich will's überstehen. Kommt nur wieder!

Er. Gutes Mädchen! du weiſst nicht —

Sie. Ich weiſs freilich nicht viel, aber ich kann vielleicht noch manches lernen; besonders, wenn Ihr mein Lehrer seyn wollt. Ach! was lernte ich nicht gern von Euch!

Er. Lerne mich vergessen, wenn ich fort bin.

Sie. Das wird schwerlich gehen. — Nein! 's geht nicht, das weiſs ich schon. Ihr kennt ja das Lied von dem schönen Fischermädchen und dem verliebten Grafen, ich habe es Euch schon oft vorgesungen, darinn heiſst es:

Was ich liebe zu vergessen,
Nein, ach nein! das kann ich nicht.

Alles könnt' ich wohl versprechen
Aber nur Vergessen nicht.
Was man liebet zu vergessen,
Nein, ach nein! das kann man nicht!

Er. Liebst du mich denn?

Sie. Ei! ja wohl!

Er. Das ist nicht gut!

Sie. Wie sollte es besser seyn? Und, wer kann es mir wehren, wenn ich Euch liebe?

Er. Was kannst du von deiner Liebe hoffen?

Sie. Von Euch wieder geliebt zu werden. Wifst Ihr nicht, wie es in dem Liede von dem gefangenen Ritter heifst?

Hoffnung ist der Liebe Schwester
Und verläfst im Tod sie nicht,
Schlingt die schönen Banden fester,
Die die Freude um uns flicht.
Hoffnung giebt der Liebe Leben,
Muth und Kraft, wenn Leiden droh'n.
Ach! was kann sie befsres geben?
Gab sie nicht das Beste schon?

Ein Bothe suchte Rinaldo auf, und gab ihm einen Brief. Er war von Cinthio, und dieser machte ihm freundschaftliche Vorwürfe, daſs er noch nicht ein einzigesmal in das Lager, zu seinen Freunden, in die Gebirge gekommen sey. Er bat ihn, dies recht bald zu thun.

Rinaldo schrieb eine Antwort, in welcher er versprach, was man forderte, und ging, als er den Bothen abgefertiget hatte, an's Ufer des Meeres, wo er einige Fischer in einer Bucht beschäftiget fand, eine Barke mit Lebensmitteln zu beladen. — Er nahte sich ihnen, grüſste sie, wurde wieder begrüſst, und spann ein Gespräch an.

Rinaldo. Wohin führt ihr diese Lebensmittel in der Barke?

Fischer. Nach Pantaleria.

Rinaldo. Nach Pantaleria?

Fischer. Kennt Ihr das Inselchen *) Pantaleria nicht?

*) Isoletta, nämlich im Vergleich mit der

Rinaldo. Wie sollte ich das Inselchen kennen? — Liegt es weit von hier?

Fischer. Sechzig Miglien! Ein Kazzensprung!

Rinaldo. Ist das Inselchen stark bevölkert?

Fischer. Ach lieber Himmel! zählt mir ausser den Bewohnern der kleinen Stadt und des Kastells, noch dreihundert Menschen dort, so gewinne ich eine Wette. Es liegen ein paar Dörferchen auf der Insel, und einige lustige Landhäuser. Alles ist rundherum von den Felsen des Ufers umschlossen. Aber im Innern ist es ein hübsches, feines, lustiges Inselchen! In der Mitte ist ein vortreffliches, fruchtbares Thal, und die Bergrücken sind alle gar sorgfältig bebaut. Die Insel hat Aecker, Wein, Oel, Pomeranzen, und eine kleine Schafzucht. Was die Leute dort nicht haben, führen wir ihnen zu.

grofsen Insel Sizilien. Pantaleria hat nur 7 bis 8 Meilen im Umkreis.

Rinaldo. Die Bewohner der Insel sind wohl arm?

Fischer. Reich sind sie freilich nicht, aber sie sind gut, arbeitsam, und menschenfreundlich. Woran es ihnen am meisten fehlt, das ist, an Gelde. Ein Goldstück ist unter ihnen eine rare Sache, und eine wahre Seltenheit. Sie graben aber zuweilen seltene Münzen aus, auch wohl Antiken und dergleichen, diese machen sie in Sizilien zu Gelde. Sie brauchen wenig, und behelfen sich lange mit ein paar Silberstückchen.

Rinaldo. Die guten Leute leben also dort wohl in wahrer patriarchalischer Einfalt?

Fischer. Ja, einfältig genug leben sie! Sie haben aufser drei Kirchen in der Stadt auf dem ganzen Inselchen übrigens nur noch eine einzige Kirche.

Rinaldo. Sie sind aber deshalb doch wohl fromme Leute?

Fischer. O ja! Sie haben aufser einem Klarisser-Nonnenkloster in der Stadt, auch ein kleines Klösterchen im Lande, das bewohnen etwa vier bis sechs Franziskaner-Herren; mehrere können sie nicht ernähren. Diese terminiren aber auch in unserer Insel, und schleppen, was sie bekommen, hinüber auf ihr Inselchen.

Rinaldo. Ich hätte Lust, das Inselchen zu besehen.

Fischer. Das kann leicht geschehen. Der Herr darf ja nur mit uns hinüber fahren. Wir wollen's schon billig machen.

Rinaldo. Wann fahrt ihr ab?

Fischer. Morgen, ein paar Stunden nach Sonnen-Aufgang.

Rinaldo. Ich fahre mit.

Fischer. Der Herr mufs sich aber zeitig einstellen. Warten können wir nicht.

Rinaldo. Sorgt nicht. Ich werde frühzeitig genug hier seyn. Hier habt ihr etwas auf Abschlag, und morgen sehen wir uns wieder.

Er ging mit dem festen Vorsatz in seine Wohnung zurück, nach Pantaleria mit über zu schiffen, und von dort nie wieder nach Sizilien zurück zu kehren.

„Vielleicht — sprach er bei sich selbst, — gelingt es mir endlich doch noch, unter guten, unverdorbenen, reinen Naturmenschen eine stille, friedliche Stätte zu finden, und mir selbst, ruhig und reuig, für den Himmel, zu leben.“

Neuntes Buch.

Lächelt dir die Ruh in Friedensauen,
Lächelt dir der Hoffnung Zauberblick,
Fürchte Stille, Ruh, und Selbstvertrauen,
Dolche für erträumtes Erdenglück.



Der Morgen brach an, der Vorbothe eines schönen, heitern Tages.

„Lafs, guter Himmel! — flehte Rinaldo, — mir finden, was ich suche. Stofs den Reinigen nicht von dir, und gieb mir eine stille, ruhige Wohnung unter guten Menschen.“

Schnell verliefs er sein Lager, nahm Wäsche mit, steckte alles Geld, was er hatte, und seine Kleinodien zu sich, bewaffnete sich mit Säbel, Rohr und Pistolen, schlich an Serenens Kammer vorbei, lispelte ihr ein Lebewohl, und eilte aus der Villa in die Bucht, wo die Fischer seiner warteten.

„Nun, das heiſst doch Wort gehalten!“ — schrien sie ihm entgegen, grüſsten ihn, und schüttelten ihm traulich die Hände.

„Sind wir nun alle beisammen?“ — fragte der eine, und als mit Ja geantwortet wurde, nahm er seinen Huth ab, und faltete die Hände. Die andern folgten seinem Beispiel.

Rinaldo's Augen entstürzten Thränen, auch er faltete seine Hände, und stammelte:

„Herr! erbarme dich des Räubers, der zu dir fleht, um eine glückliche Fahrt nach dem Orte der Ruhe, wohin seine Seele sich sehnt. Laſs es diesen guten Leuten nicht entgelten, daſs sie ihre Barke unwissend mit einem Verbrecher beladen, der dir nirgends entfliehen kann. Willst du mich bestrafen, so strafe nicht mit mir die Unschuldigen. Bringe sie glücklich in den Hafen und laſs ihnen die Früchte ihres Fleiſses ärnten. Auch wende dein Angesicht

sicht nicht von dem friedlichen Eilande, wohin ich schiffe; strafe die Felder, die mein Fuſs betritt, nicht mit Miſswachs; wirf deine Blitze nicht auf schuldlose Hütten, nimm meine Buſse an, und laſs unter guten Menschen mich ein guter Mensch werden."

Die stille Andacht war geendiget, die Barke wurde bestiegen, die Fischer ergriffen die Ruder, schlugen harmonisch im Takte eines Morgenliedes die Wellen, und das Schifflein durchschnitt im offenen Meere lustig die Wellen.

Rinaldo stand und schaute nach Siziliens Küste zurück, die nach und nach seinen Blicken immer ferner wurde. Die Berge wurden zu Hügeln, Häuser und Thürme wurden zu Punkten, alles schwand endlich im grauen Nebel dahin, und nur die glänzende Sonne blieb die treue Gefährtin der schwankenden Barke.

Die Fischer waren munter und froh, scherzten und lachten, sprachen viel, und

sangen noch viel mehr. Rinaldo hörte mit Wohlgefallen ihre Gesänge, und bat sie, das eine ihrer Lieder, welches ihm am besten gefiel, zu wiederholen. Sie thäten das gleich. Er schrieb es sich auf, und sang es hernach mit ihnen. — Hier ist es *)

Romanze.

Früh am Sankt Johannis - Tage
Stand ich auf, und ging ans Meer,
Sah ich dort ein Mädchen wandeln
An dem Ufer hin und her.

Auszubreiten ihre Wäsche,
Ging sie her, und ging sie hin,
Sie zu bleichen und zu trocknen,
Legte sie die Wäsche hin.

*) Das Original ist Altspanisch, und steht in dem Cancionero de Romances. Anvers. 1568. p. 241. — Die Spanischen Romanzen sind unter der Herrschaft der Spanier über Sizilien dahin gekommen, und in die Landessprache übergetragen worden.

Unter einem Roschenbusche
Pflegte sie der süfsen Ruh,
Strählte sich die goldnen Haare,
Strählte sie, und sang dazu:

„Wo soll ich den Lieben suchen
Auf der blauen Fluthen-Bahn?
Schiffer! dafs dich Gott bewahre!
Trafst du wohl mein Liebchen an?

Sahst du meinen Herzgeliebten?
Sahst du ihn, so sag' es mir,
Seiner harrt sein treues Liebchen,
Ganz allein am Strande hier."

Eine Windstille nöthigte die Fischer, die Ruder nicht aus der Hand zu lassen. Selbst Rinaldo legte mit Hand an. Das gefiel den Fischern, und sie machten in ihrer Art ihm viele Komplimente darüber. — Gegen Abend erblickten sie die Lichter im Kastell der Stadt, und ein frischer Wind trieb sie dort vorbei, an die östliche

Küste der Insel, wo sie in eine Bucht einliefen, und Ankergrund fanden.

Mit Tagesanbruch stiegen sie an's Land, und bald waren sie von Einwohnern umringt, dio aus ihren zerstreut liegenden Wohnungen, und aus dem einen Dorfe herbei kamen, die Herrlichkeiten zu besehen, die ihnen im Kauf überlassen werden sollten. Da ging es rasch an ein lebhaftes Handeln und Einkaufen, und als die Fischer ein Gezelt aufgeschlagen hatten, wurde die Gegend noch belebter. Männer, Weiber, Mädchen und Kinder strömten herbei, und sogar etliche Musikanten kamen. Da gab es im Freien Tanz und Gesang. Rund umher war Lust und Vergnügen.

Rinaldo entzog sich der lärmenden Freude und nahte sich einem entfernten Olivenwäldchen. Einige hundert Schritte davon lag rechts ein kleines artiges Landhaus; auf dieses ging er zu.

Er traf dort eine geschäftige, muntere Frau bei ländlicher Arbeit an. Diese bat er um einen Trunk Milch, und erhielt, was er forderte. Er wollte bezahlen, und sie wollte kein Geld nehmen. Rinaldo drang es ihr auf. Es war mehr, als sie hätte fordern können. Sie setzte ihm Feigen, Weintrauben und Reiskuchen vor. Dabei kam es zur Unterhaltung, und die gute Frau wurde sehr gesprächig. Rinaldo fragte nach ihrem Manne.

„Ach, heilige Jungfrau! — antwortete sie; — der liegt nun schon seit zwei Jahren unter der Erde, und hat mir die Wirthschaft allein überlassen. Ich habe drei Kinder, zwei Buben von sieben und fünf Jahren, und ein Mädchen, das neun Jahr alt ist. Die Nachbarn stehen mir bei meinem kleinen Feldbau bei, und ich bin frisch und gesund, und will so lange arbeiten, bis die Kinder gröfser werden, wenn mir Gott Kräfte und Gesundheit schenkt. Her-

nach mögen die Kinder für mich arbeiten."

Rinaldo machte sie immer mehr zutraulicher, und als er sich endlich ihres Antheils an seiner Person und ihres Wohlwollens ganz versichert hielt, kam er der Erklärung seines Endzweckes und der Entdeckung seines Wunsches und Verlangens näher.

Er. Es gefällt mir hier sehr wohl.

Sie. Ei! es ist auch recht hübsch bei uns. Wir leben zwar nicht im Ueberfluſs, aber was wir brauchen, hat uns der Himmel geschenkt. So lange ich lebe, weiſs ich nur in einem einzigen Jahre Miſswachs bei uns. Da versorgte uns Sizilien. Wir fühlten es hart das Unglück, das uns traf. Aber das sind nun schon acht Jahre her, und jetzt ist alles wieder verschmerzt.

Er. Ich habe einen Einfall! Wie wär's, wenn ich mich ein paar Monate hier bei euch aufhielt?

Sie. Das muſs der Herr am besten wissen, ob es ihm zuträglich ist, ob es seyn kann oder nicht.

Er. Die Luft ist hier rein und gut, der Himmel ist heiter, warum sollte es mir nicht zuträglich seyn, mich hier aufzuhalten? Und seyn kann es auch, denn ich bin frei und ungebunden, und kann leben, wo ich will.

Sie. Nun! der Herr kann's versuchen, und gefällt es ihm in die Länge nicht, so kann er ja gar leicht wieder nach Sizilien zurückkehren.

Er. So sey es. — Wo werde ich aber meine Wohnung aufschlagen? Darf ich bei euch wohnen?

Sie. Warum nicht?

Er. Das ist mein Wunsch!

Sie. Es sind zwei leere Stübchen in meinem Hause, die ich nicht brauche. Da kann der Herr wohnen. Aber das sage ich ihm voraus, gut aufführen muſs er sich,

sonst rufe ich die Nachbarn herbei, und er kömmt übel weg.

Er. Gute Frau! Du sollst keine Klage über mich haben. Ich werde still und einsam leben, und will dir in mancherlei Arbeiten beistehen.

Frau Martha, so hiefs die Bäuerin, führte ihren Miethsmann in's Haus, zeigte ihm die Stübchen, die ihm gefielen, und der Miethkontrakt wurde gleich abgeschlossen. Rinaldo zahlte ihr zwei Monate Miethgeld voraus, wofür sie sich bei den Sizilianischen Fischern gleich Korn und Fleisch einkaufte.

Rinaldo machte den Fischern seinen Entschlufs bekannt, und diese fanden ihn drollicht genug.

„Nun, — sagte der eine, — in etlichen Wochen kommen wir wieder, und wollen hören, wie es dem Herrn auf dem Inselchen gefällt. Gefällt's ihm nicht, so kann er wieder mit uns abfahren. Denn, Sizilien bleibt doch immer Sizilien, und

gegen dieses Inselchen, ist es noch mehr als ein Paradies."

Rinaldo berichtigte seine Fracht reichlich, und kaufte Wein und mancherlei Lebensmittel ein, die er in seine Wohnung bringen liefs, von der er sogleich Besitz nahm. Und als den folgenden Tag seine Gefährten mit leichter Barke davon segelten, machte er Anstalt, sich zu metamorphosiren. Er schnitt seine langen Haare rund herum so ab, wie sie die Landleute zu Pantaleria trugen, und warf sich auch in eine Kleidung nach Form und Schnitt des Landes. So ausgerüstet glich er einem Landmann der Insel vollkommen, und keiner seiner Nachbarn liefs es sich gewifs auch nur entfernt einfallen, den berüchtigten Räuberhauptmann, dessen Ruf ganz Italien durchflog, auf dessen Kopf ein so ansehnlicher Preis gesetzt war, zum Nachbar zu haben.

Er unterzog sich mancher Arbeit im Garten, im Weinberge, in der Haushal-

tung, und Frau Martha wuſste gar nicht, wie sie mit ihrem Miethsmann daran war.

„Ich hätte nie geglaubt, — sagte sie, — daſs ein Herr, wie Ihr, sich so gut in unsre ländliche Arbeiten würde schicken können. Und daſs Ihr sogar unsre Tracht angenommen habt, das kommt mir eben so sonderbar vor, als es mir gefällt. Man sollte, wenn man Euch so sieht, darauf schwören, Ihrt wärt hier als Landmann auf der Insel gezogen und gebohren worden.“

„Glaube das selbst, liebe Frau! — antwortete Rinaldo; — und du thust mir einen groſsen Gefallen.“

Sie. Je nun, den Gefallen kann ich Euch wohl thun! Man muſs ja so manches glauben, was auch nicht viel wahrscheinlicher als dies ist, also wüſste ich nicht, warum ich es nicht thun sollte? — Sagt mir aber nur, wo Ihr das Geschick zu den Arbeiten, die Ihr verrichtet, hernehmt?

Er. Ich habe mich ehemals viel mit dergleichen Arbeiten abgegeben.

Sie. Das mufs seyn! sonst wär's nicht möglich, dafs es Euch so anstehen und flecken könnte. — Seyd Ihr denn kein Sizilianer?

Er. Nein. Ich bin in der italiänischen Schweiz geboren, und mein Vater hatte Landgüter.

Sie. Habt Ihr denn diese nicht geerbt?

Er. Mein Bruder hat mich mit Gelde abgefunden, und ich habe die Welt durchreiset. — Hier gefällt mir's, und ich habe grofse Lust, bis an's Ende meines Lebens auf dieser Insel zu bleiben.

Sie. So thut es. — Schafft Euch etwas Eigenes, Haus und Heerd an, und nehmt Euch eine Frau, wenn Ihr noch ledig seyd.

Er. Das bin ich, und das andere wird sich geben.

Sie. Nur bitte ich mir aus, dafs ich Freiersfrau seyn darf.

Er. Ja, ja! — Für itzt aber, bleibe ich noch bei Frau Marthen.

Sie. Die Nachbarn werden zwar manches darüber munkeln, aber das hat nichts zu sagen. Wir haben ja doch gute Gewissen.

Er. In diesem Punkt, ja!

Sie. Nun in diesem Punkt? Nein! auch in andern Punkten. Nicht wahr? — Wenigstens, ich, Ihr doch auch?

Er. (verlegen) Warum nicht?

Sie. Denn sonst, — nehmt mir's nicht übel! — sonst möchte ich nicht gern unter einem Dache mit Euch wohnen. Die bösen Gewissen bringen kein Glück in's Haus.

Dies traf Rinaldo'n stark. Er brach das Gespräch ab, und griff zu einer Arbeit.

Er bemerkte, daſs Frau Martha jeden Abend mit einem groſsen Milchtopfe wegging, und wohl erst eine Stunde darauf wieder zurückkam. Eines Tages fragte er sie, wohin sie die Milch so entfernt trage?

„Ich trage die Milch — antwortete sie, — in eine Villa, die dort hinter dem Wäldchen liegt.“

Er. Wem gehört diese Villa?

Sie. Einem Herrn in der Stadt.

Er. Und dieser bewohnt sie?

Sie. Nein. — Vor ungefähr sechs Wochen sind ein paar Damen in die Villa gezogen, die, wie man sagt, über's Meer gekommen sind. Man weiſs nicht, wer sie sind. Sie leben still und eingezogen, und haben mit den Nachbarn keine Gemeinschaft. — Ich habe sie selbst noch nicht gesehen. Eine alte Magd nimmt mir die Milch ab, und bezahlt sie. Diese fragte ich einmal: wer denn wohl die Damen wären? und sie sagte, sie wisse es nicht.

Die Damen wären fremd hier, und sie sey aus Pantaleria.

Er. Weiſs die Nachbarschaft nichts von den Damen?

Sie. Nichts. — So wenig als ich. Die meisten wissen gar nicht, daſs sie da sind.

Er. Gehen sie denn nicht aus?

Sie. Das habe ich auch einmal gefragt, und da antwortete mir die alte Magd: zuweilen gingen sie in den Garten; und zuweilen wären sie in das Kreuzkapellchen, das dort auf dem Berge steht, ihrer Andacht wegen, gegangen.

Er. Sonderbar!

Sie. Ja wohl! — Bei der Sache muſs es ein Geheimniſs geben. Wer weiſs, was sie angerichtet haben, daſs sie so verschelmt sich verbergen müssen. Entweder sie haben gemordet, oder gestohlen.

Er. Wenn sie schön sind, Herzen vielleicht.

Sie. 's ist auch ein Diebstahl!

Er. Auf diese Art ist Frau Martha wohl auch eine Diebin?

Sie. Ich? — Ach lieber, heiliger Gervasio! das müſste ich sonderbar genug angefangen haben. — Mein seliger Mann nahm mich des Bischen Geldes wegen, das ich zur Aussteuer bekam; und ich habe in meinem Leben nichts von Herzensstehlereien gewuſst. — Jetzt, ist's nun ganz vorbei. Drei Kinder und meine Arbeit! da denkt man nicht an solche Dinge!

Rinaldo hatte nun seine Gedanken beständig darauf gerichtet, die Damen zu sehen. Er bemühte sich deshalb so sehr, als man sich in einer solchen Angelegenheit nur bemühen kann, aber vergebens. Die Nachbarn wollte er auf so etwas nicht aufmerksam machen, und berichten konnten sie ihn ohnehin nicht. Er bat also einmal Frau Marthen, ihm die Milch in die Villa tragen zu lassen, was diese ihm herz-

lich gern erlaubte, und glaubte, bei diesem Geschäft etwas näheres von der Existenz der Damen erfahren zu können. — Er trug die Milch in die Villa, und liefs sich mit der alten Magd, die sie ihm abnahm, in ein Gespräch ein.

Er. Meine Nachbarin, Frau Martha, ist nicht wohl, und hat mich ersucht die Milch hieher zu tragen. Ich weifs nicht, wer sie braucht, oder bekömmt.

Sie. Ich nehme sie dir ab, mein Sohn!

Er. Aber Ihr verbraucht sie nicht allein?

Sie. Nein.

Er. So? — Habt Ihr Kinder?

Sie. Gott bewahre! Was denkst du? Ich bin noch ledig, und habe nie Kinder gehabt.

Er. So ist die Milch wohl für eure Herrschaft?

Sie. Ja, so für eine Art von Herrschaft, ist sie. Das weifs ja Frau Martha schon längst.

Er.

Er. Ich habe mein Abendbrod zu mir gesteckt. Ihr erlaubt mir doch, es hier zu verzehren?

Sie. Meinetwegen! — So etwas zu erlauben, ist mir nicht verboten.

Er. Ich habe heute schon viel gearbeitet, bin müde und matt, und will da ein Schlückchen Sirakuser zu mir nehmen.

Sie. Sirakuser? Ei! wo hast du denn den herbekommen?

Er. Gekauft habe ich ihn von den Fischern aus Sizilien.

Sie. Er ist wohl theuer?

Er. Es geht noch an! Aber er schmeckt herrlich.

Sie. Das glaube ich. — Unsereiner darf auf so etwas nicht rechnen. — Die Damen, die ich bediene, trinken nichts als Wasser und Schokolade.

Er. So? — Ist ein Schlückchen Sirakuser gefällig?

Sie. Je nun! wenn ich so frei seyn darf!

Er. Warum nicht? Ich biete nichts an, was ich nicht gern gebe. — Getrunken!

Das that die Alte; und sie hatte kaum das Glas geleert, als stark geschellt wurde. Sie sagte, das gelte ihr, lief fort, und versprach bald wieder zu kommen.

Das geschah auch. Sie stürzte ängstlich die Treppe herab, und schrie:

„Ach! heilige Jungfrau! der einen von den Damen ist eine Ohnmacht zugestoſsen. Was fangen wir nun an? Sie liegt ganz leblos da.“

Rinaldo besann sich nicht lange, sprang die Treppe hinauf durch einen Saal, und kam in ein Zimmer, wo sich die Damen befanden. — Die eine kniete vor der andern, die aus einer Ohnmacht wieder zu sich zu kommen schien, und Rinaldo blieb unbemerkt an der Thür des Zimmers stehen.

Die knieende Dame stand oben auf, er-

blickte Rinaldo, fuhr heftig zusammen, und fragte:

„Was willst du hier?“

Rinaldo trat näher, und stand, — wer schildert sein Erstaunen? — vor Violanten und Dianoren.

Noch erkannte ihn Violanta nicht ganz in seiner Verkleidung; und Dianora kam eben wieder zu sich. Sie bemerkte den Fremden im Zimmer, und fragte: Wer er sey? — Rinaldo stand sprachlos, und seine Blicke ruhten auf Dianoren.

Violanta sah ihn aufmerksam an, und stammelte ängstlich:

„Freund! wer du auch seyn, durch welchen Zufall du auch hieher gekommen seyn magst, um deines Gesichts willen! verlaſs uns eilig.“

„Für keinen Preis! — antwortete Rinaldo.

Violanta betrachtete ihn genauer, und rufte erschrocken aus:

„Er ist es!“

„Er ist es!“ — wiederholte Dianora, sank zurück, und verbarg ihre Augen in's Schnupftuch.

„O Dianora! stammelte Rinaldo: — soll der Zufall, der mich hieher führte, nicht für mich entscheiden? Willst du deine Blicke von mir wenden, von mir, den das Schicksal so wunderbar auf dieses Eiland führte, um dich zu finden? Sey nicht grausamer gegen mich, als Schicksal und Zufall es sind!“

Es entstand eine Pause. — Endlich enthüllte Dianora ihre Augen, und fragte:

„Unglücklicher, wo kömmst du her? Ist es nicht genug, daſs dein Bild mich allenthalben hin verfolgt, muſst du auch noch selbst kommen?“

„Der Zufall will es so, — antwortete Rinaldo, — und ich bin glücklich! Glücklicher auf dem kleinen Pantaleria, als ich

in der grofsen Welt es seyn durfte. Beneiden könnte ich mich selbst um dieses Glück, wolltest du, Geliebte! es mir nicht mifsgönnen."

Die alte Magd trat mit Wasser in das Zimmer. Violanta ging auf sie zu, nahm sie bei der Hand, und führte sie in's Vorzimmer.

Als Rinaldo sich mit Dianoren allein sah, näherte er sich ihr, ergriff ihre Hand, und stürzte vor ihr nieder. Sie blickte mit Augen voll zärtlicher Wehmuth auf ihn herab, und seufzte. Er benetzte ihre Hand mit Thränen, bedeckte sie mit tausend Küssen, und drückte sie an sein klopfendes Herz. Dianorens Thränen flossen schnell und stark, und heftig arbeitete ihr klopfender Busen unterm leichten Flor. Ihrer sich selbst nicht bewufst, neigte sie sich hinab, und ihre Wange glühte an der seinigen. Magnetisch flogen ihre Lippen an einander, und Rinaldo jauchzte laut auf.

„Dieser Kuſs der Vergebung, dieses herrliche Siegel der Verzeihung, reiniget mich von meinem Vergehen, und segnet mich zu einem neuen Lebenswandel ein! — Du siehst, geliebte Dianora! ich bin abgeschieden von der geräuschvollen Welt. Auf dieses kleine Eiland floh ich, um mir selbst und der Ruhe zu leben. Ja! selbst der Himmel schenkt Wohlgefallen meinem frommen Entschluſs! Meine Bitten sind erhört. Er hat mir vergeben, und zum Pfande der Versöhnung schenkt er dich mir wieder. Du bist wieder mein! und ein neues Leben beginnt.“

„O Rinaldo! — seufzte Dianora, — schläfere dich nicht selbst mit Schmeicheleien ein. Laſs deine Träume dich nicht zu süſsen Hoffnungen verführen, zu Hoffnungen, die nie in Erfüllung gehen können.“

„Du raubst mir meine Ueberzeugung nicht! — fuhr Rinaldo fort. — Du selbst bist das Pfand der Gewährung meiner Hoff-

nungen, und was ich hier umfasse, ist die schönste Wirklichkeit. — Ich träume nicht; mein Glück beginnt von neuem in deinen Armen."

Er legte sein Gesicht an ihren Busen, umschloſs sie mit seinen Armen, und verlor sich in süsses Entzücken. Dianora hatte keine Worte. Die Szene blieb stumm, und dennoch sprechend.

Violanta fand, als sie wieder in's Zimmer trat, beide noch in dieser schweigend sprechenden Lage. Sie machte ihr Daseyn bemerkbar, und ging in ein Seiten-Zimmer. Dianora drängte ihn sanft von sich ab, und Rinaldo stieg auf. Er blieb vor ihr stehen, und ruhte mit fragenden Blicken auf ihren Augen.

Sie. Rinaldo! was sagen diese fragenden Blicke?

Er. Sagt dir das dein Herz nicht? — Der Himmel gab dich mir wieder, doch nicht, um dich wieder verlassen zu müssen?

Sie. Ach Rinaldo! wie soll und kann, wie darf ich dir diese Fragen beantworten?

Er. Wie dein Herz es verlangt.

Sie. Nein! unsere Herzen dürfen jetzt nicht unsere bestochenen Rathgeber seyn.

Er. Wer sonst?

Sie. Vernunft und Ueberlegung.

Er. Auch diese sind bestochen.

Sie. Ach nein!

Er. Sind sie es nicht, so fürchte diese kalten Rathgeber, die uns nicht glücklich machen können. — In Abgeschiedenheit und Ruhe wiefs beiden uns der Himmel die Freistätte dieses Eilandes an, lafs uns dankbar den Werth des herrlichen Geschenkes erkennen, und benutzen.

Sie. Wohin könnnte uns aber all das führen?

Er. Wohin anders, als zum Glück durch uns selbst?

Violanta kam wieder in das Zimmer zurück.

„Wenn Rinaldo's Hierseyn nicht Aufsehen, selbst bei unserer alten Magd, erregen soll, — sagte sie, — so mufs er sogleich wieder gehen, und kann nicht länger hier bleiben.“

„O Violanta! sagte Rinaldo, — du hast nie geliebt, warst nie getrennt von dem geliebten Gegenstande deines Herzens, fandest nie wieder, was du verloren hattest, und hast nie die Wonne eines unverhofften, glücklichen Wiedersehens genossen! Darum spricht dein Mund einen so schrecklichen Befehl aus.“

Dianora mag selbst entscheiden;“ — antwortete Violanta.

Dianora blickte ihn zärtlich an, und sagte:

„O ja, Rinaldo! du mufst uns jetzt verlassen.“

Rinaldo. Um dich nicht wieder zu sehen? — Du wirst diese Insel verlassen —

Dianora. Nein!

Rinaldo. Gewiſs nicht?

Dianora. Nein!

Rinaldo. Wenigstens, nicht ohne mich?

Dianora. Nicht ohne dich.

Rinaldo. Nun gehe ich, wenn du es verlangst. — Und morgen sehe ich dich wieder?

Dianora. Morgen.

Er schlang seine Arme um ihren Nakken, drückte zärtliche Küsse auf ihre Lippen, und ging. — Violanta begleitete ihn bis an die Hausthür, und er eilte, seiner selbst sich unbewuſst, in seine ländliche Wohnung zurück.

Die goldene Königin des Tages, die freundlichlächelnde Sonne entstieg dem Meere. Rinaldo's Wirthin war schon in's Feld gegangen, und Rinaldo stand mit klopfendem Herzen der Villa gegenüber, in

welcher der geliebte Gegenstand seiner Empfindungen wohnte. Ringsherum umging er diese Wohnung seines Glücks, aber er wuſste selbst nicht, warum er sich nicht hineinzugehen getraute. — Jetzt fiel ihm die einsame Kreuz-Kapelle in die Augen, in welcher, wie er von seiner Wirthin gehört hatte, Dianora zuweilen betete. Von gleichem Gefühl ergriffen, ging er dahin, warf sich vor dem Bilde der Hochgebenedeiten nieder, und zerfloſs in Andacht und Gebet.

Auf einmal rauschten hinter ihm Fuſstritte. Er sprang auf, drehte sich herum, und erblickte Dianoren. — Er flog ihr entgegen, drückte sie an sein Herz, und sagte:

„Unsere Herzen begegneten sich einst, und fanden sich, unsere Seelen hielten sich fest und finden sich jetzt hier in gleicher Absicht ein. Ich habe gebetet und gelobt. Deine Andacht, schöne Seele! will ich nicht stöhren. Bete auch du, und laſs

mich mit dir glücklich durch die Erhörung unserer gemeinschaftlichen Bitten seyn."

Er führte sie zu dem Altar. Sie warf sich betend nieder, und er verliefs die Kapelle.

Unter einer himmelanstrebenden Zipresse fiel er auf die Knie, streckte seine Hände gen Himmel, und betete thränend und ohne Worte.

So fand ihn Dianora noch, als sie aus der Kapelle zurück kam. Sie näherte sich ihm leise, bog sich zu ihm herab, umschlang ihn sanft, und küfste seine Andacht glühende Stirn.

„Gewifs Rinaldo! — sagte sie, — du bist ein guter Mensch geworden. Troströich und herzerhebend war mein Gebet für mich. Die Hochheilige lächelte mir Erhörung, und süfser Trost erfüllt mein Herz. Hat der Himmel dich zu Gnaden angenommen, wie könnte ich dich verstossen? Mein Herz ist dein. Die Liebe wird

uns nicht ohne Freuden, nicht ohne Trost lassen."

Er begleitete sie in die Villa, und die alte Magd erfuhr, dieser verkleidete Bauer sey ein zufällig gefundener Verwandter ihrer Damen, den Laune und Hang zur Einsamkeit nach Pantaleria, und der Zufall zu ihnen geführt habe. — Eben dies wurde auch Frau Marthen entdeckt, die sich darüber eben so sehr freute als verwunderte.

Und nun nahm alles eine andere Gestalt an. — Rinaldo blieb nicht mehr Frau Marthens Hausgenosse; er zog zu den Damen in die Villa, und das ganze Hauswesen erhielt eine neue Einrichtung.

Einst erkundigte sich Rinaldo bei Violanten nach der wahren Ursache ihrer schnellen Abreise aus dem Schlosse der Gräfin, wo ihm der Schwarze zum erstenmal erschienen war, und vernahm mit Erstaunen, daſs eine fürchterliche Drohung

von eben diesem schwarzen Abgesandten, sie zu der Abreise bewogen habe. Man erklärte sich von beiden Seiten über die Vorfälle mit dem Schwarzen und seiner Rotte, und konnte endlich doch nichts anders vermuthen, als dafs das Unerklärbare in der Sache in einer Verbindung dieser Gesellschaft gegen den Staat liege, und dafs man sich des gefürchteten Räuberhauptmanns nur als einer Maschine zu Ausführung eines entworfenen Plans habe bedienen wollen, dessen wahrer Endzweck eben so verborgen, als die Vermuthung der geheimen Machination beinahe unbezweifelt war. Violanta hatte anfangs sogar die Meinung gehegt, die Schwarzen möchten verdeckt mit Rinaldini zu Einem Zwecke spielen, und es sey ihren Planen entgegen gewesen, ihn eine Bekanntschaft erneuern zu lassen, deren Einverständnifs ihren Endzwecken ganz entgegen gewesen sey.

Rinaldo fand keinen Beruf, sich über ein Geheimnifs den Kopf zu zerbre-

chen, welches in seiner jetzigen Lage gar keinen Enträthselungs-Reiz für ihn haben konnte, er hielt sich, viel zu glücklich, jetzt an die Gegenwart, die ihm alles leicht vergessen lassen konnte, was geschehen war. Er stand jetzt als ein ganz anderer Mensch in einem Kreise, welchen Liebe und Freundschaft um ihn gezogen hatten, und verlor aus seinen Blicken die Aussicht nach den Gegenständen unangenehmer Rückerinnerung. Weder die Scenen der verübten Gewaltthätigkeiten in den Apenninen, noch die Begebenheiten in Kalabrien und Sizilien konnten sein Nachdenken fesseln, alles war für ihn vergangen, war ein Schauspiel, welches er ehemals hatte aufführen sehen, in welchem er sogar selbst mitspielende Person gewesen war, aus welchem er aber seine Rolle vergessen hatte, oder wenigstens ganz vergessen wollte. So wie er jetzt lebte, wünschte er sich die ganze Zeit seines Lebens gelebt zu haben, und wenn er sich ja mit Wohlgefallen

dem Andenken an Szenen der Vergangenheit überliefs, so waren es jene, die in die Tage seiner frohen Jugendzeit fielen, in denen er seine Zeit in ländlicher Einsamkeit, auf der Weide, hinter seinen Ziegen, zugebracht hatte.

Als dem Jüngsten seiner sechs Geschwister, fiel ihm, als er kaum 10 Jahr alt war, das Loos, die Ziegen seiner Eltern, in nicht geringer Dürftigkeit, zu hüthen. Das Patriarchalische dieses Geschäfts, fesselte ihn, als er gröfser wurde, nicht mehr so sehr, dafs er sich nicht Wünschen anderer Art, als Ziegenhirt zu bleiben, hätte überlassen sollen. Er war sehr wifsbegierig, und fühlte Trieb in sich, einst mehr als seine Brüder, im Weinberge oder Akkerfelde, zu leisten. Das brachte ihn auch dazu, den Umgang eines Eremitten zu suchen, der in jener Gegend wohnte, wohin er seine Ziegen auf die Weide trieb. Der Klausner, Onorio genannt, war ein Mann von Einsicht und Menschenkenntnifs, der

sein

sein Einsiedler-Gewand nicht beständig getragen hatte. Er war der Welt erst entflohen, als er sie, wie er sagte, verachten gelernt hatte.

Dieser Mann nahm sich die Mühe, den wißsbegierigen Jüngling zu unterrichten. Er war sein Lehrer im Lesen und Schreiben, er erzählte ihm viel, und gab ihm Bücher zu lesen, die der junge Rinaldo in seiner Einsamkeit verschlang. Diese waren, eine Uebersetzung der Lebensbeschreibungen des Plutarch, ein Livius, ein Curtius, Ritterbücher und Geschichtschreiber Italiens. Alles, was Rinaldo in diesen Büchern las, waren Thaten, die seiner empfänglichen Einbildungskraft einen romantischen Heldenschwung gaben, der den sichtbarsten Einfluſs auf seine Vorstellungen, Entschlüsse und Handlungen hatte.

Siebenzehn Jahre war er alt, als Onorio, sein Freund und Lehrer, einst unvermuthet verschwand, und in einem hinter-

lassenen Schreiben ihn gleichsam zum Erben seiner wenigen Habseligkeiten machte. Alles, was Rinaldo jetzt erhielt, nur die Bücher nicht, machte er zu Gelde, und ging damit unter die Soldaten. Hier wollte er sein Ideal realisiren. Es war umsonst. Die Maschinerie seines Heldenlebens konnte ihn unter den päpstlichen Heerscharen nicht halten. Er ging davon, und nahm Dienste in Venedig. Auch hier blieb er nicht, und ging unter die Truppen des Königs von Sardinien. Hier schien ihm das Glück zu lächeln. Ein General bemerkte ihn, zog ihn hervor, beförderte ihn bald zum Korporal, und endlich wurde er gar als Fähndrich mit nach Sardinien in Besatzung nach Cagliari geschickt. Hier bekam er Händel, fehlte gegen die Subordination, und wurde kassirt. Das brachte ihn auf. Er rächte sich auf italienische Art, durch den Dolch an seinem Chef, und entfloh. Unstät und unsicher, seines Verbrechens

öffentlich angeklagt, durchirrte er Italien, und fand nirgends eine bleibende Stätte.

So kam er unter die Räuber, die er bald selbst beherrschte, zu ordentlichen Korps organisirte, und als ihr Hauptmann mit unter ihnen lebte, wie wir ihn gefunden haben.

In seiner neuen, jetzigen Lage wurden nun von ihm und Dianoren Plane wegen ihrer künftigen Lebensart gemacht, und endlich wurde beschlossen, nach Spanien zu gehen, von da eine Reise auf die Kanarischen Inseln zu machen, und dort in stiller Verborgenheit glücklich und ruhig zu leben. Violanta wollte ihnen folgen.

So weit war nun alles in Richtigkeit gebracht, und die schnellste Ausführung des Plans beschäftigte alle mit der gröfsten Thätigkeit. Aber alles war im Rathe des Schicksals anders beschlossen.

Eines Morgens ging Rinaldo, wie gewöhnlich, an's Ufer, sah eben eine Fischerbarke in See zurückgehen, folgte ihr nach Sizilien, und gedachte an seine dortigen Bekannten, und an Serenen. In diese Gedanken verloren, warf er sich unter einen Baum, und hatte nicht lange hier gelegen, als er hinter sich ein Geräusch vernahm. Er sah sich um, und erblickte in gewöhnlicher Landestracht, den Alten von Frontéja, der sich ihm näherte. Erschrocken sprang Rinaldo auf, und wollte entfliehen, als ihm der Alte nachrief:

„Bleib! — Wohin du auch gehen magst, ich folge dir nach. — Hier sind wir allein."

Rinaldo. Was verlangst du von mir? Warum folgst du mir allenthalben hin nach, wie das böse Gewissen einem Verbrecher? Mag ich doch nichts von dir wissen. Warum stöhrst du mich in meiner Ruh, und vergiftest durch deine Ge-

genwart die stillen Freuden meiner Einsamkeit? — Bist du mein böser Geist, so weiche von mir! denn ich bin nicht mehr der, der ich war, und habe mit dir keine Gemeinschaft.

Der Alte. Ei! du bist auf Pantaleria ein sehr gestrenger Herr geworden! — Glaubst du denn einen deiner ehemaligen Rottgesellen vor dir zu haben?

Rinaldo. O! warum mufst du, um mir die Freuden meines Lebens zu vergiften, auch bis hieher, mir in das stille Ländchen der Ruhe nachfolgen?

Der Alte. Hast du mich schon sprechen lassen?

Rinaldo. Sprich.

Der Alte. Du bist verschwunden, und in Sizilien weifs keiner deiner Freunde und Bekannten, wohin du gekommen bist. Nur ich weifs es. Und dafs ich es wufste, davon ist dir mein Hierseyn ein Beweifs. — Die schwarze Rotte ist, hof-

fen wir, genug gedemüthiget, und du bist von deinen Freunden an deinen Verfolgern gerächt worden. Das haben sie nicht ohne Aufopferungen für dich gethan. — Jetzt ist alles zur Abfahrt nach Korsika bereit, und ein jeder fragt: Wo ist der Anführer unseres Zugs? wo ist der tapfere Rinaldini, der uns an unserer Spitze zu fechten versprach? — Man sucht dich, und findet dich nirgends. Man wird ungeduldig, setzt selbst mich über dein plötzliches Verschwinden zur Rede, und untersteht sich hie und da, sogar Muthmafsungen zu hegen, die für mich entehrend sind. — Ich wufste, wohin du gegangen warst, ich weifs was du hier gefunden, und wozu du dich entschlossen hast. — Du entsagst des Ruhmes, und verlangst den Kranz nicht, der dir in Korsika grünt; Du bist nicht mehr der, der du warst, das weifs, das sehe ich. Deine Thaten sind früh veraltet, dein Ruhm wird eher zu Grabe gehen, als

du, deinen Jahren nach, dahin gehen könntest. Du hast dir einen eigenen Weg vorgezeichnet, und hast deinen Freund verkannt. — Ich werfe dir nicht vor, was ich zuweilen für dich gethan habe; ich rechne dir selbst das Leben nicht an, welches du mir zu verdanken hast. Denn ohne meinen Beistand wär dein Körper schon längst dem Himmel näher, als der Erde. Ich will dir deine Ruhe gönnen, und mich freuen, dafs du sie durch mich geniefsest. Bist du ruhig, wirst du glücklich, so rechne ich auf deinen stillen Dank. Oeffentlich verlange ich ihn nicht. Aber das kannst du auch nicht verlangen, dafs ich um deinetwillen bei unsern Freunden verlieren soll.

Rinaldo. Verlieren? Um meinetwillen? — Was könntest du verlieren, du, der alles hat?

Der Alte. Noch habe ich nicht alles, was ich mir, um deinetwillen, zu haben wünschen mufs.

Rinaldo. Das verstehe ich nicht!

Der Alte. Deine Freunde haben einen Argwohn auf mich geworfen, der entehrend ist. Viele glauben dich sogar nicht mehr am Leben. Ich hätte geschwiegen, und dich deiner Ruhe in Pantaleria überlassen, aber ein großer Theil unserer Angeworbenen will sich schlechterdings nicht eher einschiffen lassen, als bis Nachricht und Gewißheit von deinem Leben da ist. Du mußt meine Ehre retten, du mußt dich diesen Zweiflern zeigen.

Rinaldo. Wie kannst du das von mir fordern?

Der Alte. Die Rettung meiner Ehre hängt davon ab.

Rinaldo. Ich kann deinen Wunsch nicht erfüllen. Ich gehe nicht von hier.

Der Alte. Ich muß dich nochmals daran erinnern, daß du mir dein Leben schuldig bist.

Rinaldo. Du nimmst es mir, wenn

du mich meinem stillen Aufenthalte entreissen willst. Ich gehe nicht von hier.

Der Alte. Nicht?

Rinaldo. Nein

Der Alte. Nun gut! so mögen jene Zweifler hieher kommen, und dich selbst noch am Leben auf Pantaleria sehen. — Ich kann mir nicht anders helfen!

Rinaldo. Rechne nicht darauf. Ich kann weiter gehen.

Der Alte. Wohin, daſs ich es nicht wüſste?

Rinaldo. O Gott! wie konntest du mich den Händen eines solchen Menschen übergeben! — Alter! — wie du auch heissen, wer du auch seyn magst! — ist dir je das Glück, die Ruhe eines Menschen heilig gewesen, so sey barmherzig gegen mich, und laſs mich ruhig in meiner Einsamkeit.

Der Alte. Das will ich. Aber meine Ehre muſst du retten, und mich von ei-

nem falschen Verdacht reinigen, der mich mit Schande brandmarkt. Habe ich das um dich verdient? — Soll ich den Verdacht eines Mordes an deinem Leben auf mir sizzen lassen? Sollen wir deshalb unser ganzes Unternehmen scheitern sehen, und die Edlen von Korsika umsonst auf versprochene Hülfe harren lassen? — Das kannst du nicht verlangen! — Zeige dich deinen Freunden, und dann gehe, wohin du willst.

Rinaldo. Wenn ich wüfste —

Der Alte. Was?

Rinaldo. Dafs das, was du von mir forderst, mir Ruhe verschaffen könnte! —

Der Alte. Du wirst deine Ruhe allenthalben hin mit dir selbst nehmen, wenn du welche hast. Was du nicht hast, kannst du nirgendhin verpflanzen.

Rinaldo. Ich hatte Ruh, bis du nun wieder gekommen bist, sie mir neidisch zu rauben. — Aber wie konntest

du das? Bist du wirklich ein guter Mensch, und hast du uneigennützig mir das Leben einigemal gerettet, so begreife ich nicht, wie du einem Unglücklichen das wieder rauben konntest, was ihm der Himmel gab, und was ihm mehr werth ist, als das elende Leben, das du ihm als Geschenk vorwirfst! — Ich folge dir nach Sizilien.

Der Alte. Meine Dankbarkeit soll dir beweisen, was ich für dich thun kann.

Rinaldo. Deine Ehre, die Expedition nach Korsika, und dich von dem Verdacht eines Meuchelmords zu retten, folge ich dir nach Sizilien. Aber heute noch nicht.

Der Alte. Du hast zwei Tage Zeit. — Uebermorgen sprechen wir uns an diesem Orte wieder.

Rinaldo wollte noch etwas sagen, aber der Alte ging schnell davon, und ver-

lor sich bald hinter dem Hügel, auf dem Wege nach der Stadt zu.

Rinaldo war, nach langem Ueberlegen, entschlossen, den Alten zu hintergehen, und nicht mit ihm nach Sizilien zu reisen. Er entdeckte Dianoren, was ihr in dieser Angelegenheit zu entdecken war, und erzählte ihr, so viel sie davon wissen durfte, alle seine Begebenheiten, auf welche der Alte Einfluſs gehabt hatte. Dianora wurde ängstlich, und stimmte Rinaldo's Entschlusse bei. Nur war die Verlegenheit um ein Fahrzeug, welches sie auf eine von den nahegelegenen Inseln, und von dort nach Maltha bringen sollte, sehr groſs.

Sie sprachen noch darüber, als ein Brief aus der Stadt von dem Herrn der Villa an Dianoren ankam. Er meldete ihr, daſs noch diesen Abend eine Dame

mit ihrer Kammerjungfer auf der Villa eintreffen werde, welche in dem Seitengebäude derselben ihre Wohnung nehmen würde, und die er ihrer Freundschaft empfahl.

Die Nachricht veränderte nichts in ihrem Plane. Rinaldo ging aus, um ein Fahrzeug aufzusuchen, kam wieder zurück, und hatte keins angetroffen.

Gegen Abend kam die angekündigte Dame an. Sie liefs Dianoren ihre Ankunft wissen, und kam gleich darauf selbst, ihre Bekanntschaft zu machen. Rinaldo wollte eben das Zimmer verlassen, als sie kam, sie begegneten einander, und er sah die wohlbekannte Signora Olimpia. — Das Mädchen, welches sie als Kammerjungfer bei sich hatte, war Serena.

Die Gegenwart dieser Personen in der bisher so ruhigen Villa, setzte Rinaldo'n in eine ziemlich lebhafte Verlegenheit. Olimpia spielte in Dianorens Gegenwart gegen Rinaldo die Rolle einer Unbekannten ziemlich natürlich. Er wurde von ihr mit keiner Sylbe kompromittirt. Serena aber wufste nichts von Verstellung, und wurde, als sie Rinaldo'n in der Antichambre erblickte, ziemlich lebhaft. Sie bestürmte ihn mit Fragen, und mischte sogar kleine Vorwürfe in ihre Bitten. Der Verlegenheit öffentlicher Erklärungen, entging Rinaldo nur mit genauer Noth.

Olimpia, als ihr Besuch bei Dianoren geendiget war, suchte Gelegenheit, ihren verlegenen Bekannten allein zu sprechen, und diese fand sich auf ihrem Zimmer.

Rinaldo suchte sie selbst auf, und wünschte durch vorläufige Erklärungen ihrem beiderseitigen Verhalten gegen einan-

der, wenigstens eine gefällige Richtung geben zu können. Es wurde viel gesprochen, und kam nach und nach zu einer lebhaften Unterhaltung.

Er. Der Alte gab mir die Versicherung, nur er ganz allein wisse unter allen meinen Bekannten, dafs ich hier sey.

Sie. Das glaube ich auch. Wenigstens ich habe davon kein Wort gewufst. Mein Erstaunen, als ich dich hier fand, kannst du dir denken. Ich denke aber mich so betragen zu haben, dafs du keine Klage über mich zu führen hast.

Er. Und was trieb dich nach Pantaleria?

Sie. Noth und Vorsicht. — Die Hälfte meiner Freunde und Bekannten ist verhaftet.

Er. Verhaftet?

Sie. Auf Ansuchen des Französischen Gesandten zu Neapel. Wir sind verrathen, und unser Plan auf Korsika ist entdeckt.

Er. Wie?

Sie. Die Wohnungen des Alten zu Fronteja sind mit Wachen besetzt, und seine Jünger sind verhaftet. Er selbst weiſs davon noch nichts. Ich bringe ihm die erste schreckliche Nachricht von der Verrätherei gegen uns.

Er. Konnte der mächtige Alte diesen Schlag nicht von sich und den Seinigen abwenden?

Sie. Das weiſs ich nicht.

Er. Oder ging er vielleicht davon, als er erfuhr, was im Werke sey?

Sie. Daran zweifle ich.

Er. Wird er seine Freunde retten können? Oder ist nun das Schauspiel seiner Taschenspielereien geeudiget?

Sie. Ich weiſs nicht, was er thun wird.

Er. Glaubst du ihn, dich, und mich auf diesem Eiland sicher?

Sie. Wer kann in die Zukunft sehen.

Er.

Er. Der Alte, meinte ich!

Da trat der Alte von Fronteja in das Zimmer. Er schien ganz ruhig zu seyn, nahm Olimpien bei der Hand, und hiefs sie willkommen. Olimpia sah ihn verlegen an.

Der Alte. Tochter! du bist verlegen?

Olimpia. O! du weifst nicht —

Der Alte. Ich weifs, warum du hier bist; ich weifs, was in Sizilien vorgeht.

Rinaldo. Das weifst du?

Olimpia. Und kannst dabei so ruhig seyn?

Der Alte. Ich kann es nicht ändern.

Olimpia. Nicht?

Der Alte. Nein.

Olimpia. Und du giebst das Unternehmen auf Korsika verloren?

Der Alte. Was glaubst du? — Ich bin bereit, nach Korsika abzugehen.

Olimpia. Doch?

Der Alte. Warum nicht? — Willst du mir nicht dahin folgen?

Olimpia. Und unsere Freunde? —

Der Alte. Sie werden uns bald nachfolgen.

Olimpia. Alle?

Der Alte. Die meisten.

Olimpia. Wirst du deine verhafteten Freunde befreien können?

Der Alte. Du wirst sehen, was geschieht.

Olimpia. Sind wir hier sicher?

Der Alte. Nein. — Deshalb segle ich von hier ab.

Olimpia. Wann?

Der Alte. Sobald es nöthig ist.

Rinaldo. Konntest du das Unglück von den Deinigen nicht abwenden?

Der Alte. Dein ist die Schuld, daſs geschah, was geschehen ist. Wärst du in Sizilien geblieben, wir wären jetzt schon

in Korsika. Du trägst die Schuld des Unglücks, welches über deine Freunde kömmt. Dein Verschwinden machte sie schwürig, die Abfahrt mufste aufgeschoben werden, ich mufste nach Pantaleria gehen, dich aufzusuchen, und unsere Freunde würden ergriffen. Die französische Parthie triumphirt, und die Schwarzen frohlocken. Mich sollen sie, wenn ich nicht will, nicht in ihre Gewalt bekommen, aber dich werden sie aufsuchen, und ohnmächtig, ohne Beistand, im schwachen Arm der Liebe finden. Das Rad deiner Thaten ist abgelaufen. Deine Freunde sind nicht mehr mächtig genug, dich zu schützen. Du fällst ein Opfer deiner Unbesonnenheit. — Aber was ich noch in den letzten Augenblicken deines Lebens für dich thun kann, werde ich selbst mit Aufopferung meiner eigenen Sicherheit, für dich thun. Du sollst erfahren, wie sehr ich dein Freund war.

Rinaldo. Giebst du mich so ganz gewiſs und zuverläſsig verloren?

Der Alte. Ich kann nicht anders. — Du Olimpia wirst wissen, was dir die Klugheit rathen muſs.

Er ging davon, und lieſs beide verlegen und bestürzt zurück. — Rinaldo fragte Olimpien: was sie zu thun gedenke? und diese antwortete:

„Ich folge dem Alten.“

Rinaldo verlieſs sie, und ging zu Dianoren. — Er entdeckte ihr, was sie von der Geschichte, die ihn jetzt in Verlegenheit brachte, wissen durfte, und beredete sie, die Villa zu verlassen, so bald es sich schicken würde. Er selbst ging zu seiner alten Wirthin, und bezog sein verlassenes Quartier wieder.

Mit Tages Anbruch ging er an den Strand, und war endlich so glücklich eine Fischerbarke zu finden. Man versprach ihm, binnen drei Tagen ihn auf die Insel Li-

mosa zu bringen, wenn die Barke nöthig ausgebessert seyn würde.

Bis dahin gedachte er, sich auf dem Meierhofe des Bruders seiner Wirthin aufzuhalten, der drei Meilen von der Villa entfernt lag. Dianoren schrieb er, und bat sie, ohne Aufsehen zu erregen, mit Violanten die Villa zu verlassen, und zu ihm zu kommen.

Er selbst durchspührte die Gegend, und sah sich vorsichtig nach einem Schlupfwinkel um. Er entdeckte einige Felsenhölen, besah, durchsuchte sie genau, und fand sie sehr bequem, sich drinnen verborgen zu halten. Deshalb schaffte er auch Proviant und Gewehr dahin.

Er hatte eben seinen aufgesuchten Schlupfwinkel verlassen, und ging nach seiner Wohnung zurück, als er seitwärts zwischen den Hügeln, eine weiſse, weibliche, verschleierte Gestalt hinschweben sah, die, ihrer Kleidung nach, kein Landmädchen seyn konnte.

Dies machte ihn aufmerksam. — Er folgte ihren Schritten, und kam ihr endlich in der Ebene ganz nahe. Sie ging auf eine Villa zu, wo ihr ein einfach, aber nicht ländlich gekleideter Mann entgegen kam, sie bei der Hand nahm, und in das Haus führte.

Rinaldo ging der Villa näher, und traf ein Mädchen an, die Gras mähte. Diese fragte er:

„Gehörst du in die Villa?"

„Ja;" — antwortete das Mädchen.

„Der Herr und die Dame, welche eben jetzt in die Villa gingen, sind wohl deine Herrschaft?"

„Ja."

„Wie heifsen sie?"

„Das weifs ich nicht."

„Das weifst du nicht?"

„Nein."

„Wie ist das möglich?"

„Weil ich es, wie gesagt, nicht weifs."

„Wer sind sie?“

„Das weiſs ich auch nicht.“

„Bist du auf dieser Insel geboren?“

„Ja, in jener Villa, wo mein Vater Gärtner ist.“

„Und deiner Herrschaft gehört die Villa?“

„Nein. Sie gehört dem Signor Mandramo in der Stadt. Der ist gar ein reicher Herr, und hat die Villa an meine jetzige Herrschaft vermiethet.“

„Ist deine Herrschaft schon lange hier?“

„Die Pomeranzenbäume haben schon zweimal geblüht, seit sie hier wohnt.“

„Die guten Leutchen sind also fremd hier?“

„Ja. — Wollt Ihr etwas von dem Herrn oder von der Dame haben, daſs Ihr Euch so genau nach ihnen erkundiget?“

„Ach nein! — Es fiel mir nur auf,

Fremde zu sehen, die man hier zu sehen, gar nicht gewohnt ist."

Er gab dem Mädchen Geld, und ging davon, wieder nach seiner Wohnung zurück.

Hier fand er Frau Marthen mit einem Briefe von Dianoren. Sie billigte in demselben seine Vorsicht, glaubte aber, es sey rathsamer für sie, in der Villa zu bleiben, bis die Abfahrt der Barke bestimmt und gewiſs sey.

Frau Martha war, mit einer Antwort an Dianoren abgefertiget, kaum davon gegangen, als der Alte von Fronteja in Rinaldo's Zimmer trat. — Verdrieſslich fragte Rinaldo, was ihn hieher bringe?

Der Alte. Meine Freundschaft.

Rinaldo. Kann ich denn nirgends vor dir und deiner Zudringlichkeit sicher seyn?

Der Alte. Nein! so lange du noch

lebst, nicht, weil ich, mehr als du das zu schätzen weifst, dein Freund bin.

Rinaldo. Wie hast du meinen Aufenthalt wieder ausgekundschaftet?

Der Alte. Das kann dir gleichviel seyn. — Genug, dafs ich hier, und wenn du mir folgen, wenn du meinen Rath annehmen willst, zu deinem Glück hier bin.

Rinaldo. So?

Der Alte. Noch bist du zu retten. Ich bringe dich sicher nach Korsika.

Rinaldo. Doch?

Der Alte. Dieses spöttische Benehmen soll und kann mich nicht kränken, denn ich bin dein Freund. O Rinaldo! es wär zu spät, wenn du das erst in den letzten Augenblicken deines Lebens empfinden solltest! — Jetzt, sage ich dir, bist du noch zu retten. Aber nur heute noch.

Rinaldo. Feind meiner Ruhe!

Der Alte. Gott weifs es! wie sehr ich dein Freund bin. — Ich bitte dich,

folge mir! Noch bist du zu retten. Aber — wie gesagt, — nur heute noch.

Rinaldo. Nur heute noch?

Der Alte. Wahrlich! bei dem ewigen Wesen, das über uns waltet! nur heute noch. — Staune mich nicht an. Ich spreche Wahrheit. Folge dem Rufe deines herzlichsten Freundes! Gehe mit mir, lieber Rinaldo! rette dich, und erspare mir die Thränen, die ich auf deinen Grabhügel zu weinen habe.

Rinaldo. Morgen sagst du, entscheidet sich mein Schicksal?

Der Alte. Morgen.

Rinaldo. Morgen?

Der Alte. Morgen; und morgen auf immer. Der Morgen, welcher nach dieser Nacht dir lächelt, ist der letzte deines Lebens, wenn du hier bleibst, wenn du nicht mit mir gehst.

Rinaldo. Gieb mir Beweise.

Der Alte. Wie kann ich das?

Rinaldo. Ich will dir glauben. Lafs mich ein Wunder sehen.

Der Alte. Wie kann ich das?

Rinaldo. Gute Nacht!

Der Alte. Du glaubst mir nicht?

Rinaldo. (rasch) Nein, morgen schlägt die Stunde meines Untergangs noch nicht!

Der Alte. (feierlich) Sie schlägt. Sie schlägt morgen, bei dem allmächtigen Gott, und meiner unsterblichen Seele!

Rinaldo. Du willst mich nach Korsika locken. Ich folge dir nicht. Ich trotze deinen Weissagungen. Ich bleibe hier.

Der Alte. (herzlich) Nun dann! Willst du die Hand, die ich dir biete, dich zu retten, nicht ergreifen, so soll dir doch wenigstens meine Freundschaft bleiben, so sollen meine Thränen deine Begleiter seyn in das Land, aus welchem wir nie wiederkehren.

Er senkte sein Haupt, als er das sagte, blieb einige Augenblicke in dieser Stellung, und ging dann auf die Thür zu, als diese mit Geräusch aufsprang. Das Licht im Zimmer verlosch, und eine weiſse glänzende Gestalt schwebte herein.

Der Alte schrie:

„Heiliger Gott! Rosalie;"

und stürzte aus dem Zimmer.

„Taschenspieler!"

schrie Rinaldo ihm nach, warf seine Augen auf die Gestalt, und erblickte wirklich Rosaliens Gesicht. Er trat betroffen zurück. Sie öffnete ihre Arme, schien etwas an ihre Brust zu drücken, winkte ihm, und verschwand.

Rinaldo blieb in einer starken Betäubung zurück, sammelte sich aber bald wieder, und bitter lächelnd, schrie er laut auf:

„Ein Taschenspieler, und nichts als ein Taschenspieler bist du! — Mich sollst

du an dir selbst nicht irre machen, ich kenne dich!“

Der erste Strahl des Tages fand Rinaldo wachend. Er hatte wenig geschlafen.

„Der Tag ist da! — sprach er; — der Tag, der allen künftigen Tagen meines Lebens ein Ziel setzen soll. Der lezte! — Schreckliches Wort! — Wer aber sagte dem alten Taschenspieler mit Gewiſsheit, daſs dieser Tag, eben dieser Tag, mein Leben enden soll? und nur dann, wenn ich auf diesem Eiland bleibe?“

Er sprang auf, schrieb an Dianoren, schickte den Brief in die Villa, und machte sich auf den Weg nach seinen Schlupfwinkel, den er an diesem Tage nicht verlassen wollte, die Prophezeihung des Alten unwahr zu machen.

Eben näherte er sich dem Felsen, als

er am Gestade des Meeres, in der Entfernung nach der Seite seiner Höhle zu, Sizilische Soldaten erblickte. Dieser Aublick schreckte ihn zurück und traf ihn heftig. Erschrocken verliefs er den Pfad, der ihn nach seinen Schlupfwinkel führen sollte, und schlug den Weg rechts, nach einem Gebüsch zu, ein.

Dieses hätte er kaum erreicht, als er im Thale ein starkes Kommando Soldaten gewahr wurde, welches den Marsch auf seinen Aufenthaltsort zunahm. — Er verliefs das Gebüsch, und ging auf die Villa zu, in welche er Tags vorher den unbekannten Herrn und die Dame hatte gehen sehen.

Er fand die Thür des Gartens offen, und ging hinein. — Aus einem Pavillon trat ihm der Unbekannte von gestern entgegen, den er, und der ihn sogleich erkannte.

„Mein Prinz!“ — rufte ihm Rinaldo erschrocken entgegen.

„Unglücklicher! Du hier?“ — sagte der Prinz, und ging in den Pavillon zurück.

Rinaldo zitterte, aber er wagte es, ihm dahin zu folgen.

Der erkannte Unbekannte war der aus Rinaldo's Geschichte bekannte Maltheser, der Prinz della Roccella.

Rinaldo warf sich vor ihm nieder, wollte sprechen, vernahm einen Ausruf des Schreckens, und erblickte auf einem Sopha die schöne Aurelia. — Dieser Anblick übermannte ihn ganz. Er zitterte heftiger, und vermochte nicht aufzustehen.

Der Prinz ergriff seine Hand, zog ihn auf und sagte:

„Bleibst du auf diesem Eiland, so ist dieser Augenblick der letzte unsers Aufenthalts hier.“

„Nein! — seufzte Rinaldo; — Ich bleibe nicht hier. Morgen schon verlasse ich dieses Eiland, und Ihr sollt mich nicht wiedersehen! Gott sey gedankt, daſs ich Euch noch am Leben sehe! Dieser Augenblick ist einer der schönsten meines unglücklichen Lebens.“

„Bist du hier noch in Verbindung mit den Deinigen?“ — fragte der Prinz.

„Nein! — stammelte Rinaldo; — Ich bin nicht mehr in jener verabscheuungswürdigen Verbindung. Jene Banden der Verachtung, die mich umschlangen, sind zerrissen, und ich bin jetzt ein anderer Mensch.“

Aurelia wankte vom Sopha auf, und wollte den Pavillon verlassen, als der Gärtner beinahe athemlos herbei stürzte, und meldete: die Villa und der Garten sey mit Sizilischen Soldaten umringt.

„Das

„Das gilt mir!“ rufte Rinaldo mit gebrochener Stimme aus.

„Unglücklicher!“ — stammelte Aurelia, und sank auf das Sopha zurück.

„Suche dich zu retten!“ — sagte der Prinz.

„Es ist zu spät! — seufzte Rinaldo. — Ich habe Freundes Rath und Warnung verachtet. — Es ist zu spät!“

Ein starkes Geräusch näherte sich. Im Augenblick war der Pavillon von Soldaten besetzt, und ein Offizier trat ein.

„Hier ist er!“ — schrie eine Stimme.

Rinaldo wendete sich gegen diese Stimme, und sein Todfeind, der Schwarze, stand vor ihm.

„Habe ich euch hintergangen? — fragte er den Offizier, zeigte auf Rinaldo, und fuhr fort: Dieser ist Rinaldini; nehmt ihn fest.“

Hohnlächelnd blickte der Schwarze auf ihn nieder, und Rinaldo schlug die Augen zu Boden.

„Bist du Rinaldini?“ — fragte der Offizier.

„Ich bin es;“ — antwortete Rinaldo bebend und ohne Bewufstseyn.

Da entstand ein Gewühl vor dem Pavillon, und der Alte von Fronteja drängte sich herein.

„Rinaldo! — sagte er; — ich habe dir meine Freundschaft bis in den Tod versprochen. Ich halte Wort. Du bist nicht zu retten. Fahre wohl!“

Er sprach's, zog einen Dolch, und bohrte ihn, ehe es zu verhindern war, in Rinaldo's Brust.

Rinaldo stürzte bei Aurelien am Sopha nieder. Er streckte seine Rechte nach dem Alten aus, lies sie sinken, und seufzte schwach:

„Ich danke dir!“

Aurelia sank ohnmächtig in ihres Vaters Arme.



Im Namen des Königs! diesen schwarzen Verräther haltet fest.

Der Alte wendete sich gegen den Schwarzen, und sagte:

„Jetzt bist du verloren!“

Hierauf warf er einen Blick auf Rinaldo, und sprach.

„Dein Freund Onorio konnte seine unglücklichen Lehren nur mit deinem Tode besiegeln. Du solltest ein Held werden, und wurdest ein Räuber. Du wolltest die Bahn auf der du wandeltest, nicht verlassen, und dein Freund der dich mehr liebt, als sich selbst, konnte dich nicht auf dem Rabensteine sehen.“

Er trocknete Thränen aus den Augen, wendete sich hierauf rasch zu dem Offizier, und sagte:

„Im Namen des Königs! diesen Schwarzen Verräther haltet fest. — Mich führt

nach Neapel. Ich gehöre vor des Königs Gericht. Dort werde ich mich zu rechtfertigen wissen.“

Rinaldo Rinaldini

der

Räuber - Hauptmann.

Eine
romantische Geschichte des achtzehnten
Jahrhunderts,

in sechs Theilen.

Vierte, durchaus verbesserte, mit drei Theilen
ganz neu versehene Auflage.

Mit Kupfern von Penzel.

Vierter Theil.

Leipzig 1802,
bey Heinrich Gräff.

Rinaldo Rinaldini.

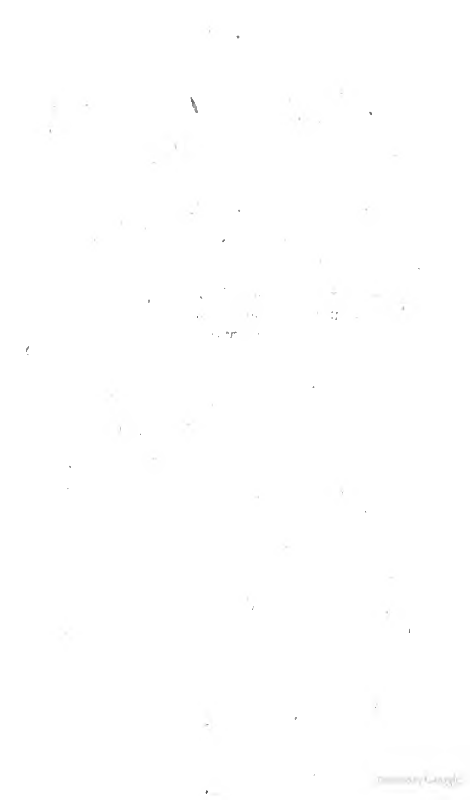
Vierter Theil.

Omnia finito sunt cohibenda modo.

V. OPSOPAEUS.

Zehntes Buch.

Wunderbar gerettet und geborgen
Hat das Glück, zu neuer Noth,
Den Verfolgten, den der Morgen
Jeden Tages, neues Unglück droht.



Tobend heulte die entfesselte Schaar der Winde, donnernd brachen sich die empörten Wellen am Felsengestade, flammende Blitze durchschnitten die finstre Wolkennacht; Himmel und Erde waren in Aufruhr.

Betend lag Onorio in der Kapelle; stöhnend ruhte Rinaldo auf seinem Lager.

Unfern Maltha liegt die kleine unbewohnte Insel Lampidosa, meerumgürtet, traurig und einsam; aber ihr sicherer Hafen gewährt den Schiffenden Aufenthalt

und Schutz, wenn wüthende Stürme sie verfolgen. Mitten auf diesem Eilande steht eine kleine Kapelle, geweiht der heiligen Jungfrau. Kein Schiffer, sey er Christ oder Muhameds Verehrer, vergifst es, für gewährten Schutz, in der Kapelle, als ein dankbares Opfer, Proviant oder Munition niederzulegen. Wer davon etwas zur Zeit der Noth bedarf, legt Geld dafür hin, und jährlich kommen Galeeren von Maltha, die dieses gemünzte Opfer nach Trapani in Sizilien, zu unserer lieben Frau führen.

In der lieben Frauen-Kapelle auf Lampidosa, lag Onorio betend, vor dem Altar der Hochgebenedeiten.

Rauschend entströmte der Regen den geborstenen Wolken; stärker rollte der Donner; es erbebte die Erde

Onorio erhob sein Gesicht, streckte seine Arme gegen das Bildnifs der heiligen Jungfrau, und sang mit sanfter Stimme:

Du, o Geberin des Guten!
Quelle der Barmherzigkeit!
Gieb uns Menschen deinen Frieden,
Schenk uns einst die Seligkeit!

Zähme die empörten Fluten,
Zeige deine Allgewalt,
Gieb auch du dem Meere Frieden,
Sichre unsern Aufenthalt!

Lächle gleich dem Morgensterne,
Der dem müden Wandrer lacht,
Zeige deine hohe Gnade,
Zeige deine hohe Macht!

Ein flammender Blitzstral durchzischte die Kapelle, ein heftiger Donnerschlag folgte. Es erbebte die Kapelle, an einander schlugen die geweihten Ampeln, und das Bild der heiligen Jungfrau schien sich zu bewegen.

Onorio sprang auf, und eilte in die Klause zu Rinaldo.

Wie aber kam dieser auf die Insel Lampidosa? — Das wollen wir so eben erzählen.

„Mich führt nach Neapel; — sagte der Alte von Fronteja, ruhig und mit fester Stimme; — Ich gehöre vor des Königs Gericht; dort werde ich mich zu rechtfertigen wissen."

Sichtbar erbebte der Schwarze; mit starren Blicken sah der Offizier dem Alten ins ruhige Auge. Staunen fesselte die Wache.

Aufser sich, stürzte Dianora herbei. „O! mein Rinaldo!" — schrie sie, warf sich auf den Blutenden, bedeckte seinen Mund mit unzähligen Küssen, und küfste zurück in's Leben, seinen fliehenden Geist. — Er athmete.

„Er lebt! — schrie sie; — Er lebt!“ und schloſs ihn fest in ihre Arme.

Einer leicht zu erklärenden Bewegung des Schwarzen kam der Offizier zuvor. Er wendete sich winkend zur Wache, und blutend wurde Rinaldo Dianorens Armen entrissen. — Jammernd sank Dianora in Violantens Arme.

Der Alte folgte dem Verwundeten und den Soldaten. — Rinaldo wurde verbunden. — Alle bestiegen eine Barke. — Zu entkommen versuchte auf dem Wege nach dem Hafen der Schwarze; er wurde gefesselt.

„Wir führen — sagte der Offizier zu seinen Leuten; — große Beute, und wichtige Geheimnisse nach Sizilien. Die Entwickelung sonderbarer Verbindungen umschließt diese Barke. Glücklich bringe uns der Himmel über's Meer, in den Hafen!“

Die Anker wurden gelichtet, gespannt wurden die Seegel, man griff zu den Rudern, das Fahrzeug entfloh dem Hafen.

Geheimnißvolle Stille herrschte auf dem Schiffe; hell glänzten Mond und Sterne am blauen Himmel; sanft umspülten die dunkeln Wellen die Barke, laut knarrten die bewegten Ruder durch die Stille der Nacht.

„Ein Schiff! ein Schiff!“ — lief der Ruf von Munde zu Munde.

Schnell getrieben vom frischen Süd-Ost eilte das Schiff herbei. Man rief die Barke an, sich zu ergeben. Die Besatzung griff zu den Waffen. — Geöffnet waren

die Schiefslöcher des feindlichen Schiffs; der silberne Mond blitzte von den grünen Flaggen.

„Tuneser! — schrie der Offizier; — Wir sind zu schwach! Wir sind verloren!“

Schon blitzte des Feindes Geschütz, der Donner rollte über die Wellen. Was half Widerstand? Die Brake wurde genommen. Cinthio, Luigino und ihre Leute in türkische Tracht gekleidet, sprangen über; die Soldaten wurden niedergehauen. Nach Sizilien kam keiner zurück; wieder sah keiner das liebliche Vaterland.

Der Alte umarmte seine Freunde, sie ihn, und alle jauchzten:

„Alles ist wohl gelungen!“

Vor Lampidosa gingen sie vor Anker. Hier wurde Rinaldo ausgesetzt, und Onorio's Pflege übergeben. — Das Schiff stach in die See.

Ungefähr hundert Schritte von der Kapelle auf Lampidosa, lagen drei kleine Einsiedeleien, die vor vielen Jahren von drei Eremiten, einem Christen, einem Griechen und einem Muhamedaner, mit sonderbarer Einigkeit bewohnt worden waren. Sie starben, und begruben einander neben ihre Klausen. Der Christ überlebte seine Freunde. Ihn fand ein türkischer Meerräuber auf seinem Lager entschlafen, las seine und seiner Gefährten Geschichten, die er hinterlassen hatte, und liefs ihn zur Ruhe bringen. Die Nachrichten blieben zurück, so wie die einfachen Meublen, ein Inventarium der Klausen.

So fand es Onorio, als er nach Lampidosa kam. Hier wollte er sein Leben beschliefsen, Gott und heiligen Betrachtungen geweiht. Er kannte den Alten von Fronteja, dieser kannte ihn, wie die Folge dieser Geschichte lehren wird, und ihm

übergab man den Verwundeten so lange, bis es nöthig seyn würde, ihn wieder abzuholen.

Schon war Rinaldo ganz aufser Lebensgefahr, als der fürchterliche Sturm das kleine Eiland erschütterte.

„O! — seufzte er; — allenthalben hin folgt der Zorn des Himmels dem Verbrecher! Wo könnte er ihn nicht finden?!"

Sanft antwortete Onorio:

„Allenthalben. — — Der Sturm ist schrecklich! So lange ich auch schon dieses einsame Eiland bewohne, hörte ich noch nie einen solchen Sturm. Wehe denen, die dieses Wetter jetzt auf dem Meere trifft! — Es folgt allen, die jetzt die Wogen durchschneiden, so fromm und makellos sie auch immer seyn mögen. Ueberall flammen die Blitze des strafenden Himmels, der auch seine Sonne scheinen läſst über Böse und Gute. — Wer reines Herzens ist, und ein

gutes Gewissen hat, sieht jedem Blitzstrale ruhig entgegen."

Rinaldo seufzte. — Onorio sprach weiter.

„In dieser Einsamkeit, wo wir allein sind." —

„Der Mensch — fiel rasch Rinaldo ein; ist nie allein. Sein Herz ist bei ihm."

Onorio schwieg; Rinaldo fuhr fort:

„O! dieses Herz! — Wie schwer trage ich an dieser leichten Last! Sie wird mich noch zu Boden drücken."

Abbrechend sagte Onorio:

„Meine Ampeln in der Kapelle brauchen Oel!" — nahm den Oelkrug, und ging in die Kapelle.

Ueber Nacht legte sich endlich der Sturm, und als am Morgen die Sonne lachte, lief ein Schiff in den Hafen, und warf die Anker aus.

Der Alte von Fronteja trat in die Klause. Heiter war sein Blick, sanft war die Sprache seines Mundes. Er sprach:

„Grüsse Euch Gott, meine Freunde! und gebe uns allen Heil und Glück. Der Sturm ist vorüber, die Sonne lacht, und glücklich liegt mein Schiff im sichern Hafen."

„Bist du — fragte Rinaldo; eben so sicher, als dein Schiff?"

„Unsicher, — lächelte der Alte; — bin ich nie."

„Du hast viel Glück! — rief Rinaldo aus. — Doch bedenke, dafs das Glück wankelmüthig ist. Zwar fafst es wohl, doch sich fassen, läfst es selten."

„Verstehst du es, mit dem Glück umzugehen? — Stelle dich diesem wankelmü-

thigen Glück als eine Kugel dar, welche es hinrollen kann, wohin es will, an der aber nirgends ein Fleck ist, an welchem du festzuhalten bist. Will das Glück sich zu dir setzen, wohl! so reiche ihm die Hand; breitet es seine Flügel aus, davon zu fliegen, so gieb ihm seine Geschenke zurück, und lafs es fliegen. — Du weifst ja, wie Weiber sind, und ich glaube, du kennst sie!

„Weiber — begann Onorio; — sind doppelte Menschen, und ein einfacher Mensch ist gewöhnlich schon nicht viel werth!“

Der Alte lächelte Onorio an, und fuhr fort:

„Das Glück ist auch ein Weib. Des Weibes Launen müssen dich ergötzen, dürfen dich aber nie betrüben. — Es giebt Menschen, die sich für glücklich halten, weil sie sich weise dünken, halte du dich für weise, wenn du dich glücklich fühlst.“

„Das werde ich nie können!“ — seufzte Rinaldo.

„Der Mensch — antwortete der Alte bedächtlich; — kann alles, was er will. — — Ich bin gekommen, dich zu fragen, mein Freund! willst du hier auf diesem Eiland bleiben, oder fühlst du Verlangen und Muth genug, wieder in die Welt zu gehen? — Nur ein wenig Trotz weniger, und du wirst unter den Menschen dich ganz wohl befinden. Trotz schickt sich nicht in die menschliche Gesellschaft; die Menschen ertragen ihn nicht. Entweder man erwidert deinen Trotz, — dabei gewinnst du nichts, — oder man flieht dich; — und dabei gewinnst du noch weit weniger. Ich kenne Welt und Menschen. Höre mich an, aus mir spricht die Erfahrung. Ich will dir ein Geheimniſs anvertrauen, und dadurch entdecke ich dir das Geheimniſs aller klugen Menschen, die in der Welt bedeutend worden

sind, und es noch werden. Nenne das, was ich dir sage, Philosophie des Lebens, und handle nach dem, was du von mir hörst. — — Die Pflichten der menschlichen Gesellschaft, sind nur ein unaufhörlich fortgesetzter Tauschhandel. Laſs dich auf nichts ein, ohne zu erwarten, daſs es dir Vortheil bringe. Deinen Verstand, deine Einsichten, deinen Diensteifer und deine Gefälligkeiten, alles lege im Handel an. Thue deinen Nebenmenschen keinen Schaden, achte sie, wenn du muſst; diene ihnen, wenn du kannst; laſs ihnen ihre Ansprüche, und entschuldige ihre Schwachheiten. Sie sind nicht undankbar: Deine Auslage wird dir immer mit beträchtlichen Zinsen wieder erstattet werden. " —

„Unter diesen Menschen aber — fiel Rinaldo ein; — werden auch Freunde seyn, und die Freundschaft fordert doch wohl" —

„Die Freundschaft — fiel der Alte ihm schnell in die Rede; — betrachte stets als das schönste, und als das gefährlichste Geschenk des Himmels. Ihre Süssigkeit ist entzückend, ihre Unbeständigkeit ist entsetzlich. Und, wie willst du, dafs ein Weiser der Gefahr eines Verlustes sich aussetze, dessen Bitterkeit sein ganzes übriges Leben vergiften kann? — Trifft deinen Freund ein Unfall, und du hast keine Hülfsmittel dafür, so erspare dir den Schmerz ihn leiden zu sehen.“

Rinaldo sah ihn an, und sagte:

„Du hast nicht gehandelt, wie du sprichst; wenigstens gegen mich nicht!“

„Du bist mir mehr als Freund.“

„Mehr? — Mehr als Freund? — Ich, dir? — Und was? — Was bin ich dir?“

Onorio sah den Alten bedenklich an; dieser schwieg. — Rinaldo wiederholte die Frage:

„Was bin ich dir?“

„Ich liebe dich, — antwortete der Alte; — wie ein Vater seinen Sohn liebt. So will es mein Herz, so will es die allgewaltige Sympathie, die zwischen Menschen waltet.“

Nach einer starken Pause, fragte Rinaldo:

„Warst du, seit wir uns nicht sahen, wieder in Sizilien?“

Zufrieden lächelnd, antwortete der Alte:

„Ich war in meinen lieben Gefilden von Fronteja. — Man hat dort übel gehauset. Die Pfaffen haben meine Jünger vor ihr Tribunal gezogen, und sind schlimm mit ihnen umgegangen. Die meisten stekken in Klöstern, zu kirchlicher Buse verdammt, und einige sind sogar auf der Folter gestorben.“

„Gerechter Gott!“

„Man wollte ihnen das Geständniſs des Heidenthums auspressen. — Bei Gott!

es ging den Meinigen, wie es ehemals in Frankreich den unschuldigen Tempelherren ging; aber ich war nicht zur Rolle eines Molai zu bringen! —— Uebrigens, glaubt man in Sizilien, die Barke mit mir und dir und der königlichen Wache, sey entweder untergangen, oder von einem Meerräuber in den Grund gebohrt worden."

Nach einer Pause, fuhr der Alte lächelnd weiter fort:

„Meine ganze Krata Repoa, alle dazu gehörige Dekorationen und Bücher, befinden sich im heiligen Inquisitions-Gericht; als Studium, wahrlich nicht! — Ich las zu Palermo und zu Messina gedruckte, öffentlich angeschlagene Aufhebungen des Preises auf deinen Kopf; — hier ist ein Exemplar! — weil Rinaldini von den Wellen verschlungen worden sey. — Doch werden vermuthlich bald neue Preise ausgesetzt werden, denn Cinthio und Luigino,

an der Spitze eines starken Korps, treiben es in Sizilien ein wenig arg."

„Wie? — Cinthio? Luigino?" —

„Was du thatst, bleibt gegen das, was diese thun, nur Spielwerk."

„Wohl mir! — — Wie steht's um das Unternehmen auf Korsika?"

„Aufgeschoben, ist nicht aufgehoben."

„Wo lebt Dianora?"

„Geh' in die Welt; du wirst sie finden."

„Und was treibst du jetzt?"

„Handel. — Als Kaufmann durchschiffe ich die Meere, und werde reich."

Noch sprachen sie, als zwei Kanonenschüsse fielen, und die Ankunft eines Schiffs verkündigten. — Onorio und der Alte verließen die Klause. — Bald kamen sie zurück, und der Alte sagte:

„Rinaldo! ein sizilianisches Schiff ist angekommen, es hat im Sturm gelitten,

man will es ausbessern. Der Kapitain spricht davon, einige Tage hier zu verweilen. Mein Schiff geht in die See. — Willst du mit mir gehen?“

Onorio fiel ihm um den Hals, und stammelte:

„Folge deinem Freunde! Laſs mich allein hier, ruhig sterben.“

„Ich fühle, was du sagen willst! — sagte Rinaldo wehmüthig. — Ja! du sollst ruhig sterben. Lebe wohl! — O! Onorio! wie sehr drückt die Last deiner freundlichen Bitte mich nieder! — Ich fühle, was ich bin, was ich dir und allen Menschen seyn muſs. — Fort in die Welt! Fort aus der Welt, zu meinen Räubern! — Alter! — Ich folge dir.

Der Morgen war schön. Das Schiff durchschnitt die See. — Rinaldo stand auf dem Verdeck, überflog mit suchenden Blicken das Meer, und rief endlich seufzend aus:

„O! es ist ein schöner Morgen!"

Der Alte fiel sogleich ein:

„Ein schöner Morgen! Er lächelt dir und mir, und uns allen! — Was der Mensch an den Tageszeiten Schönes geniessen kann, geniefst er des Morgens und des Abends, bei'm Kommen und Scheiden des Tages. — So ist es auch mit dem Menschen. Sein Morgen und sein Abend lernt ihn uns kennen und schätzen. Im Kommen und Scheiden kennt er keine Verstellung. In der Mitte seines Lebens nur, wirft die Zeit ihm trügerische Schleier über. — „Unser Abend sey heiter!" Ein schöner Wunsch! — Gott gebe uns allen seine Erfüllung!"

Als die Wellen das schwankende Schiff in die See trugen, flimmerten nur wenige Sterne noch am Himmel. — Auch diese verschwanden. — Schon brachen die ersten Stralen des Tages durch des Himmels bläulichen Schleier; die Nacht zog gegen Westen sich zurück, und die flüchtigen Schatten folgten ihr nach.

In Osten wurde der Himmel immer röther. Leuchtende Stralen durchschossen die reine Luft, und überzogen das bläuliche Gewölbe mit purpurnen Streifen.

Rinaldo stand, in sich selbst verloren, noch auf dem Verdeck; er hörte nicht die Rede des Alten, und blickte gen Himmel mit feuchten Augen. Sein Gefühl war ein stummes Morgengebet. — Ihn beobachtend, stand der Alte neben ihm.

Stärker wurde die Erhellung, lichter wurden die Farben. — O! welch ein herrliches Schauspiel öffnete sich den Blicken. Tausend goldene Stralenflammen fuhren von

einem einzigen Mittelpunkt aus, und zertheilten sich in der Luft. — Ganz Osten stand in Feuer.

„Rinaldo! siehst du das?“ — fragte rasch der Alte.

„Ich sehe und fühle;“ — antwortete er.

Jetzt trat die Sonne hervor. Ihre stralende Scheibe schwebte über dem Horizont. Einen Augenblick schien sie noch auf dem Meere, wie auf einem Throne zu ruhen, — und nun stand sie da, in all ihrer Klarheit und Pracht, die glänzende Königin des Himmels. — Wie prächtig sie sich über das Wasser erhob! Wie vielfach aus den Wellen ihr glänzendes Bild zurückstralte! — Da stand sie nun, die leuchtende Sphäre, die mit ihrer Klarheit die Welt erfüllt, umgeben mit flammender Pracht!

Von einem unwillkührlichen Gefühl ergriffen, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, stürzte Rinaldo auf die Knie, erhob die Hände, und stammelte:

„Grofses Licht des Himmels! wie oft sahst du den Räuber auf blutbespritzten Pfaden, wie oft drang dein Blick in seine, menschlichen Augen verborgene Winkel! — O! blicke in mein Herz, und sieh, was ich leide!“

Rasch rifs der Alte ihn auf, und sagte:

„Sieh, Freund! schon vermagst du es nicht mehr, ohne Fernrohr, Lampidosa zu erblicken. Die Insel liegt hinter uns. So entschwinden die Thaten der Menschen mit dem eiligen Laufe der Zeit; so entschwindet das Andenken an Gutes und Böses!“

Die Schiffsglocke läutete zum Frühstück. — Die Matrosen verbreiteten sich auf dem Verdeck, und der Kapitain des Schiffs, dessen Namenstag gefeiert werden sollte, gab Wein zum Besten. Ein hundertstimmiges Lebehoch, tönte ihm zu Ehren, in die Lüfte, und einige Guitarren, Triangel und Geigen kamen zum Vorschein. Es wurden Lieder angestimmt, und endlich sang die ganze Gesellschaft.

Romanze.

In des Waldes finstern Gründen
Und in Hölen tief versteckt,
Ruht der Räuber allerkühnster,
Bis ihn seine Rosa weckt.

„Rinaldini! — ruft sie schmeichelnd; —
Rinaldini! wache auf!
Deine Leute sind schon munter,
Längst ging schon die Sonne auf.“

Und er öffnet seine Augen,
Lächelt ihr den Morgengrufs.
Sie sinkt sanft in seine Arme,
Sie erwidert seinen Kufs.

Draufsen bellen laut die Hunde,
Alles flutet hin und her,
Jeder rüstet sich zum Streite,
Ladet doppelt sein Gewehr.

Und der Hauptmann schön gerüstet,
Tritt nun mitten unter sie.
„Guten Morgen, Kammeraden!
Sagt, was giebt's denn schon so früh?“

„Unsre Feinde sind gerüstet,
Ziehen gegen uns heran."
„Nun, wohlan! sie sollen sehen,
Ob der Waldsohn fechten kann.

Laſst uns fallen oder siegen!"
Alle rufen: „Wohl es sey!"
Und es tönen Berg' und Wälder
Rundherum vom Feldgeschrei.

Seht sie fechten, seht sie streiten!
Jetzt verdoppelt sich ihr Muth;
Aber, ach! sie müssen weichen,
Nur vergebens strömt ihr Blut.

Rinaldini, eingeschlossen,
Haut sich, muthig kämpfend, durch,
Und erreicht im finstern Walde,
Eine alte Felsenburg.

Zwischen hohen, düstern Mauern,
Lächelt ihm der Liebe Glück,
Es erheitert seine Seele
Dianorens Zauberblick.

Rinaldini! lieber Räuber!
Raubst den Weibern Herz und Ruh.
Ach! wie schrecklich in dem Kampfe,
Wie verliebt im Schloſs bist du!

„Jetzt ist's aus mit ihm! — sagte der Kapitain. — Bei'm Teufel! das war ein Kerl! von dem man noch lange singen und sagen wird.“

„Ja wohl!“ — lächelte der Alte.

Der Kapitain fuhr fort:

„Er hatte es, so zu sagen, verdammt weit gebracht! — Wenn nur mehr Ehre dabei gewesen wär! — Man hätte ihn begnadigen sollen, und er würde dem Staate gewiſs mit dem Degen in der Faust, gute Dienste geleistet haben. — Jetzt ist er wohl schon längst, wer weiſs in welchem Haifisch-Magen, über die Grenze geschifft.“

Alle lachten, und Rinaldo, — muſste natürlich, auch mit lachen.

Bald kam's wieder zu einem Wettgesang. Ein Mädchen und ein junger Matrose traten auf, und sangen zur Musik.

Er.

Er.

Geh nicht in die Berge,
Rinaldo wohnt dort;
Er plündert, beraubt dich,
Und schleppt dich mit fort.

Sie.

Ich geh' in die Berge,
Rinaldo wohnt dort;
Er kennt mich, er liebt mich;
Ich zieh' mit ihm fort!

Er.

Ha Rosa! du Röslein
In Wälder versteckt,
Hat auch dich die Liebe
Im Freien geneckt?

Sie.

Es neckt mich die Liebe
Im Feld und im Wald. —
Dort glänzen Gewehre;
Wir wandern nun bald!

Langsam schlich sich Rinaldo von dem Verdeck fort, in die Kajüte. Je lauter draufsen der Lärm wurde, desto beklommener hörte er das Getöse an. — Tausend Entwürfe und Entschliefsungen durchkreuzten seine Seele; welchen konnte er fassen? Er mufste alles auf den Zufall ankommen lassen, aber diesen aufs beste zu benutzen, war sein ernster Wille, sein fester Entschlufs.

Schon hatten sie Sizilien im Rücken, als auf einmal ganz unerwartet der Wind nach Südost umsprang. Wüthend warf er das Schiff hin und her durch die tobenden Wellen, die sich Bergen gleich dem krachenden Kiele entgegen warfen. — Die Nacht brach an, und die dickste Finsterniſs umlagerte das Schiff. Nichts war zu sehen, als der Schaum der wüthenden Wogen, die das Schiff so ungestüm umher schleuderten, daſs auch die Kühnsten zaghaft wurden.

Rinaldo lag ruhig auf dem Lager, fürchtete nichts, und sah gelassen dem Tode entgegen. Er blieb allein; auch der Alte kam nicht zu ihm.

Duftige Nebel sanken hernieder; das Brausen des Windes glich dem stärksten Donner des Geschützes. Im Schiffe ertönten Angstgeschrei und Klagen. — Aengstlich harrte man des anbrechenden Tages. —

Nach Mitternacht stiefs das Schiff auf eine Klippe, es borst und sank.

Ein schreckliches Wehklagen erfüllte die Lüfte. — Rinaldo, der bisher ruhig den Tod erwartete, ergriff einen Balken; eine Welle schleuderte ihn in's Meer, eine zweite warf ihn an's Land, wo er, matt und entkräftet, dem anbrechenden Tage entgegen sah.

Der Sturm legte sich. Es wurde Tag. Rinaldo lag unter einem Baume. Die Gegend wurde heller. Er blickte um sich, und sah einen Fischer, der nach dem Ufer ging. Diesem klagte er sein Unglück, und der ehrliche Mann führte ihn in seine Hütte, wo er ihn, so gut er es geben konnte, mit Speise und Trank erquickte.

Bald wurde der benachbarte Pfarrer herbeigerufen; dieser fragte den Schiffbrüchigen aus, und erhielt eine Geschichtserzählung von Rinaldo, die einer ganz gewöhnlichen Erzählung glich. Er war ein Kaufmann aus Ankona, hatte Schiffbruch gelitten, und war in demselben um seine Habseligkeiten und Papiere gekommen. „Und wo bin ich?" — fragte er.

Der Pfarrer gab zur Antwort:

„Dieses Eiland, auf welchem Ihr Euch befindet, heifst Alioudi, hat etwa funfzehn Miglien im Umkreis, ernährt gegen achthundert Bewohner, ist eine der Liparischen Inseln, und liegt acht- und vierzig Miglien von Lipari entfernt, wohin Ihr aber noch heute kommen könnt, weil eine Barke dorthin segelt, und Wein holt."

Dieser Gelegenheit bediente sich Rinaldo, liefs sich nach Lipari führen, und kehrte in dem Hospizio bei den Bernhardiner - Mönchen ein, die Reisende

weil es dort keine Gasthöfe giebt, beherbergen.

„Wie? — sprach Rinaldo bei sich selbst; — wenn du hier dich in das Gewand der frommen Einfalt und Verborgenheit hülltest? wenn du bliebst unter diesen Mönchen?“

Mit diesem Selbstgespräch, das er im Freien hielt, nahte er sich einem kleinen Landhause, das sehr romantisch mitten in einem Blumen-Garten lag. — Er ging auf dasselbe zu, dachte sich in seine Einsamkeit, nach Pantaleria, zurück, und seufzte:

„Dort war ich glücklich, und durfte es nicht bleiben! — Ach Dianora! — O! ihr goldenen Tage meiner Ruh und meines Glücks! warum entfloht ihr so schnell?“

Da vernahm er Gesang, der aus den nahen Büschen ihm entgegen tönte. Er lauschte, und hörte:

Einsam wandl' ich hier, und weine,
Nur mein Gram begleitet mich!
Nicht im Sonn' und Mondenscheine,
Find ich Ruh, ach! Ruh für mich!

Die Stimme kam näher. Aus den Büschen trat die Sängerin, und Rinaldo fuhr zurück. Sie schrie laut auf, als sie ihn erblickte, lehnte sich zitternd gegen einen Baum, und stammelte mit bebender Stimme:

„Armer Geist! was quält dich? was bringt deine irrdische Gestalt mir vor die Augen?"

Er. Kein Geist! kein Geist! — Ich bin es selbst; bin wirklich hier.

Sie. Kein Geist? — Kein Traum? — Kein Blendwerk? ...

Er. Nicht Geist, nicht Traum, kein Blendwerk! — Ich lebe! ich sehe dich! dich, die ich über alles liebe. Ich fasse deine Hand —

Sie. Du lebst?

Er. Ich lebe, und bin dein!

Er sprach's und schloſs sie in seine Arme. Ihre zitternden Hände falteten sich auf seinem Rücken, und ihre Lippen stammelten:

„Gelobt sey Gott und die heilige Jungfrau! ich habe dich wieder, geliebter Unglücklicher! — Und du bist mein!"

„Dein! — dein, auf ewig!"

Ich kann sie nicht schildern diese Szene des glücklichen, unvermutheten Wiederfindens. Rinaldo umschlang entzückt seine geliebte Dianora, und eilte mit ihr in ihre Wohnung.



Dein! Dein auf ewig!

„O Rinaldo! — rief Dianora aus; — und du entgingst dem Tode? — Ich wähnte der Gerechtigkeit dich übergeben, öffentlich und mit Schande gemordet! Ich verliefs Pantaleria, und floh in die Einsamkeit dieses stillen Eilandes. Hier beweinte ich dich, und hier wollte ich mein Leben beschliefsen. Violanta, meine treue Gefährtin und Freundin, ist nach Sizilien gegangen, meine Angelegenheiten dort zu besorgen, aber dennoch bin ich hier nicht allein, und die glückliche Szene des Wiedersehens, soll frohe Zeugen haben!“

„Ist noch jemand hier, der mich kennt?“ — fragte Rinaldo.

„Ein Wesen ist noch hier, das dich nicht kennt, und dennoch ist es dir so nahe verwandt!“

Sie ging, kam bald zurück, und trug ein jähriges Knäbchen auf ihrem Arme ihm entgegen.

„Mein Kind!“ — schrie Rinaldo, und

schloss es küssend, mit der Mutter, in seine Arme.

„Dein Kind! — Es lächelt dir entgegen. Es lallt den Namen Vater.“

„Die Stimme des Blutes! — O! süsser Vater-Name! — O Weib! o Kind! — Jetzt bin ich glücklich!“

„Bist du das?“ — fragte eine rauhe Stimme hinter ihm.

Er drehte sich herum, und trat erschrocken zurück. — Dianora sank mit einem lauten Schrei des Schreckens auf's Sopha. — Mitten im Zimmer stand, in die bekannte Kleidung des Schreckens gehüllt, der korsische Kapitain, in der Tracht der Schwarzen, und lächelte höhnisch die Betroffenen an.

„Kennst du mich?“ — fragte er.

Rinaldo schöpfte Athem, fasste sich, und sprach:

„Ich kenne dich, wie du mich kennst. Was willst du von mir? — Unsere Rech-

nung ist abgethan; ich habe nichts mit dir zu thun."

„Nichts?"

„Ich schenkte dir das Leben, als es in meiner Gewalt war."

„Ich hatte längst zuvor, das deinige dir geschenkt."

„So sind wir dennoch quitt."

„Die Rechnung wird neu. — Du kennst doch diese Tracht, in der ich dir mich zeige? — Ich bin jetzt nicht mehr mein; ich gehöre denen an, die mich sendeten."

„Was wollen sie von mir? Warum schleichen sie mir allenthalben hin nach?"

„Sie thun, was dein Gewissen thut."

„Gott richte mich, nicht sie, nicht du, selbst der Sünder einer, wohl noch gröſser, als ich."

„Du rechtfertigest dich selbst? — das darf nicht seyn!"

„Furie, die mich quält, wie einst die Erinnen folgten auf allen seinen Schritten, dem fluchbeladenen Orest! — Weiche! — Wenn du mich auch in den Hölen des Raubes aufsuchtest, so solltest du doch die friedliche Hütte vorübergehen, an die der Engel des Friedens sein hohes Zeichen schrieb. Was hat der Würgeengel hier zu thun? — Ich bin nicht mehr, was ich war. Ich bin zurückgetreten aus dem weiten Kreise meines ehemaligen Wirkens, und will hier leben im engen Zirkel stiller Häuslichkeit.“

„Willst du?“

„Hier ist mein Weib, mein Kind. Diese haben nichts Böses gethan. — Unschuldig lächelt der Knabe den Feind seines Vaters an. Kömmst du auch zum Verderben der Unschuld?“

„Ich hänge nicht von mir selbst ab.“

„Aber steht nicht mein Verderben bei dir? — Du mordest in mir Gatten und

Vater. Sind diese Namen dir nicht heilig?"

Kalt antwortete der Kapitain:

„Heilig sind mir jetzt nur die Befehle meiner Obern."

„Wollen diese meinen Tod? — Gut dann! so morde man mich hier, unter den Augen meiner Frau und meines Kindes. Aber morden müſst ihr mich, — und mein Leben werde ich theuer verkaufen. — Du bist der Erste, der fällt."

Schnell riſs er ein paar Pistolen von der Wand, und vertrat dem Kapitain den Ausgang aus dem Zimmer.

„Was beginnst du?" — fragte dieser bestürzt.

„Ich fechte für mein Eigenthum. Habt ihr den Räuberhauptmann wieder in mir aufgesucht, so sollt ihr ihn auch finden. Daſs Rinaldini zu fechten weiſs, wiſst ihr; ihr sollt erfahren, daſs ich der noch bin, den ihr sucht."

Der Kapitain suchte sich zu fassen, und begann nach einer kleinen Pause:

„Dafs ich nicht für **mich selbst** handle, weifst du. Die Noth brachte mich in Dienste anderer. Für diese habe ich Pflichten. — Was giebst du mir? Womit belohnst du mein Schweigen?“

„Mich hintergehst du nicht! — schrie Rinaldo. — Deine glatten Worte, giebt dir die Noth ein. Ich lasse dich gehen, und ich bin verhaftet. Du suchst mir jetzo zu entkommen. Das kann nicht seyn! — Die Klugheit dringt mir einen Mord ab; Gott verzeihe ihn mir! Ich morde nur zu meiner Lebenssicherheit. Es kann nicht anders seyn! Ich rette mich, mein Weib, mein Kind. Gott sey deiner Seele gnädig!“

„Rinaldo! — Um Gotteswillen! — Höre! — Nur noch ein Wort!“

„Was hast du noch zu sagen?“

„Lafs mich beten, und morde mich im Gebet.“

Rinaldo blickte ihm forschend in die Augen. Der Kapitain fiel vor ihm nieder, und faltete die Hände.

Draußen erhob sich ein Geräusch. Die Thür ging auf. Wache trat in's Zimmer.

Der Kapitain sprang auf. Der Offizier redete ihn ganz trotzig an:

„Elender, vermummter Verräther!“

Gelassen erwiderte der Kapitain:

„Gott hat Euch mir zum Retter gesendet!“

Der Offizier sah ihn fragend an; er fuhr fort:

„Mein Leben konnte nicht mehr gerettet werden; es stand in der Hand eines Mannes, der mich vernichten mußte, um nicht der Justiz in die Hände zu fallen.“

„Was soll das sagen?“ — fragte der Offizier ernsthaft.

Der Kapitain sprach weiter:

„Wohin Ihr mich auch führen mögt, wie mein Schicksal auch entschieden werden mag, so verdiene ich doch eine Belohnung des Staates, wenn ich der Landes-Regierung, was hiermit geschieht, einen Mann überliefere, auf dessen Kopf sie schon längst hohe Preise setzte, der stets ihren Preisen und Nachforschungen entging, den sie todt glaubt, der aber noch hier steht, lebt, und Rinaldini heifst.“

„Wie?“ — fragte der Offizier heftig.

„Elender Bösewicht! — schrie Rinaldini; — willst du deiner Strafe durch ein neues Verbrechen entgehen? Welche Frechheit! Willst du dich durch die schändlichste Verläumdung, mit der schaamlosesten Lüge retten?“

Der

Der Kapitain wollte sprechen; Dianora sprang auf:

„Dieser ist mein Gemahl, und daſs ich die Gräfin Martagno bin, weiſs der Statthalter, der auch meinen Gemahl kennt. Dieser schwarze Bösewicht, dessen Erdichtungen — “

„Signora! fiel der Offizier ein; — daſs dieser Vermummte ein Nichtswürdiger ist, wissen wir, und er wird den Lohn erhalten, der ihm und seiner ganzen Brüderschaft gehört; dennoch aber bin ich verbunden, auf seine Angabe, Euern Gemahl zu ersuchen, mir zum Statthalter zu folgen. Ich kenne ihn nicht, — und muſs meiner Pflicht gehorchen.“

„So folge!“ — sagte Dianora mit einem bedeutenden Blick.

Der Kapitain wollte sprechen; der Offizier lies ihn binden, und sagte:

„Was du sagen willst, kannst du vor Gericht sagen. Ich bin dein Richter nicht.

— Wache! führt ihn fort! — Dieser Herr folgt mir zum Statthalter."

Rinaldo umarmte Dianoren, die ihm etwas sagen wollte, welches der Offizier höflich verbat. Sie gab ihm sprechende Blicke, die Rinaldo dennoch aber nicht recht entziffern konnte, und er folgte dem Offizier in die Stadt.

Hier führte ihn dieser auf die Wache, und ging zum Statthalter, wo er Dianoren fand. Der Statthalter lächelte nach des Offiziers Rapport:

„Sonderbar! Wie weit geht doch die Bosheit der Schwarzen!"

Gleich darauf setzte er hinzu:

„Man verfährt in Sizilien und in allen Staaten unsers Königs, aufs schärfste gegen alle Mitglieder eines Bundes, dessen

Absichten man kennt, der die Staatsverfassung des Reichs vernichten, und eine allgemeine Rebellion erregen wollte. Ein allgemeiner Urthelsspruch hat alle Theilnehmer an dieser Verschwörung schon gerichtet. Der Schwarze, der sich nach Lipari schlich und sein schändliches Gewand überwarf, ehrliche Menschen zu schrecken, der sich erkühnte, verwegen sich selbst so kenntbar zu machen, soll dem Schwerte der Gerechtigkeit nicht entrinnen. — Auf unserm friedlichen Eiland, soll die Sache kein Aufsehen machen. Die Bewohner brauchen eine Sache gar nicht kennen zu lernen, die sie nicht kennen; ihre stillen Gemüther, soll so etwas weder bewegen, noch entflammen. Ich werde dafür sorgen. Stille und Verborgenheit, sind hier heilsam. — —. Der Gemahl dieser Dame, kömmt zu mir."

Rinaldo kam zu dem Statthalter. Er trat in's Zimmer, bebte zurück, drückte

die gefalteten Hände vor die Stirn, sah in der Person des Statthalters den ihm und uns bekannten Prinz della Roccella, und warf sich vor ihm nieder. Mit bebenden Lippen stammelte er:

„O mein Prinz!“

Der Prinz ging auf ihn zu:

„Mann! — Sehe ich auch hier dich wieder? — — Ich brauche dir wohl nicht zu sagen, wie sehr deine Gegenwart mich in Verlegenheit setzt? — Fühle das selbst.“

„O! ich fühle es! — Ich bitte nicht für mich, ich bitte nur für Weib und Kind! — Stets großmüthig war mein Prinz!“ —

„Mein Schicksal quält mich durch dich.“

Er ging im Zimmer auf und nieder. Rinaldo erhob sich, wankte an ein Sopha und stützte sich, mit gesenktem Blick mit beiden Händen auf dasselbe. — End-

lich begann der Prinz, nach einer langen Pause:

„Nach langem Ueberlegen und Streiten zwischen Pflicht und Wohlwollen, kann ich mich zu weiter nichts entschliefsen, als deine Flucht dir zu erleichtern. Du wirst aber fühlen, dafs das für dich sehr viel gethan ist!“

„Alles — alles, was nur die Grofsmuth des Edelsten thun kann!“

„Ich kann und darf nicht mehr für dich thun!“

„Mich vernichtet diese Güte!“

„Eine englische Fregatte liegt segelfertig in dem Hafen, diese wird dich aufnehmen. — Für Reisegeld ist gesorgt. In meiner Verwahrung sind 1000 Stück Dukaten, die deinem Freunde, dem Alten von Fronteja gehören —“

„Ach! ihn verschlang das Meer. — Hätte es doch mich verschlungen!“

„Reise glücklich!“

„Und Dianora?“

„Sie kann nicht mit dir gehen. Sie ist das sich selbst, sie ist es ihrem Kinde schuldig. Fühlst du das?“

„O! ich Unglücklicher! — Ach Dianora! — Mein Kind! — Mein armes Kind!“ —

„Es soll das meinige seyn. — Welche Erziehung, welche Ansprüche auf Glück und Fortkommen in der Welt, könntest du dem Kinde geben? Du, der du geächtet, verfolgt, der du ein Mann bist, dessen Name schon ein Verbrechen ist? Welche Hoffnung könnte unter deiner Wartung und Pflege dem zarten Spröfsling blühen, ein Baum zu werden, der seine Aeste frei empor strecken könnte, in die Lüfte? Ewig würde der Sohn nur das Kind eines Räubers bleiben. — Diese Schmach, will ich von ihm nehmen. Ich erkläre ihn für meinen Sohn.“

„Prinz!“ —

„Ich gebe ihm einen Namen, der durch kein Verbrechen befleckt ist, und so erhalte ich ihm seine mütterlichen Güther. Er wachse heran, unbefangen zum Jüngling, er werde ein Mann, sey geehrt, und erfahre nie, wer sein Vater war.“

Ein Thränenstrom entstürzte Rinaldo's Augen; er jammerte laut;

„Grausames Geschick! — O mein Sohn! mein Sohn! Wo wird dein Vater endlich noch das Ziel seiner mühseligen, kummervollen Pilgrimschaft finden?“ —

„Lafs ihm — fiel der Prinz ein; — dein Grab ohne Erröthen sehen, und er kann glücklich seyn.“

„O warum mufsten Dianorens Küsse mich wieder zurück in's Leben rufen!“

„Es ist geschehen. — Unser Wissen, Wirken und Wollen, unsere Kräfte sind menschlich. Ueber uns waltet eine höhere Macht. Wir können nicht widerstreben. Was sie beschlossen hat, geschieht.“

„Und Dianora bleibt hier?“

„Das — wissen wir selbst noch nicht.“

„Ich darf sie nicht wieder sehen?“

„Erspare dir und ihr den Abschied. — Sie leidet viel. — Willst du die Leiden vermehren, die sie quälen?“

Ein Diener trat ein, brachte einen Brief, und verliefs das Zimmer. — Der Prinz las, und sagte:

„Der englische Kapitain will absegeln. Er dringt auf die Ankunft des Reisenden, den ich ihm zuschicken will; dieser bist du. Eile in den Hafen. - Verliere keine Zeit, sie ist kostbar, und jede Zögerung bringt dir Gefahr. Hier ist Geld, dein Reisepafs — Gott sey mit dir! sein heiliger Engel geleite dich! — Reise glücklich!“

Er entfernte sich schnell. — Rinaldo blickte schluchzend ihm nach, wurde abgeholt, und in den Hafen geführt. — Er

ging zu Schiffe. Die Anker wurden gelichtet; das Schiff stach in die See.

„O Dianora! o mein Sohn! jammerte Rinaldo; — diese rollenden Wellen tragen mich von euch hinweg; vielleicht sehe ich euch nie wieder! — Der ärmste Handarbeiter darf so glücklich seyn, am Busen seines Weibes zu ruhen. Er schaukelt sein Kind auf seinem Fuſse, und liebevoll umschlingt sein Weib seinen Nacken. Er vergiſst seine beschränkte Lage, sein Unglück, sich selbst und die Welt, umschlungen mit Banden ehelicher Freuden und Liebe. — Und ich, Unglücklicher! muſs mein Weib verlassen, muſs meinem Kinde von Fremden einen andern Namen erbetteln, damit

es seinen Namen nicht am Rabensteine erblickt! — O! mein Weib! — O! mein Sohn! mein Sohn! Schenke der Himmel dir zwiefach den Frieden und die Ruhe, die dein unglücklicher Vater entbehren muſs; er, der dir das Leben gab, und dem du dafür nicht danken darfst. — — Wenn der Name deines Vaters genannt wird, wirst du, mit andern Menschen zugleich, deinen Abscheu nicht verbergen können, und wirst nicht wissen, daſs es dein Vater ist, den du verabscheust. — Wohl dir! — — Guter Gott! schenke meinem Sohne deine Gnade, laſs ihn ein guter Mensch werden, und ich habe der Welt in ihm gegeben, was ich ihr selbst nicht in mir gab. — In die Flammen mit dem Baume, der so schlechte Früchte trug! ein anderer nehme seinen Platz ein. — — Ich weiche meinem Sohne!“

Das Schiff lief in den Hafen zu Melazzo ein. — Rinaldo stand auf dem Verdeck des Schiffs, überschaute die reichen Felder, die um die Stadt herliegen, letzte sich an dem Anblick der fruchtbaren Hügel, die sich amphitheatralisch nach den fernen Gebirgen erheben, und versank ganz in den Genuſs des süssen Schauens. — Er wurde von dem Kapitain angeredet, und bestieg mit ihm das Boot, das ihn an's Land brachte. Hier nahm er Abschied von dem Kapitain, und suchte eine Wohnung, die er auch sehr bequem, bald fand.

Im Stillen überlieſs er sich seinen Betrachtungen und machte Plane. Täglich besuchte er die Kirche, hörte eine Messe, und vertrieb sich dann zu Hause die Zeit mit Lektüre und bei der Guitarre.

Eben war er in Gedanken bei Dianoren. Er spielte und sang:

O! was spricht so laut zum Herzen,
Glücklich werden kannst du nicht?
Selbst mein Glück will ich verscherzen,
Wenn dies nicht die Wahrheit spricht!

Wiege Liebe mich in Schlummer,
Daſs die Wahrheit wachend flieht!
Daſs mein Auge nicht voll Kummer,
In der Wahrheit Spiegel sieht!

Täusche mich mit süssen Träumen,
Täusche mich mit sanftem Blick,
Laſs mich keinen Traum versäumen,
Rufe Wahrheit mir zurück!

Wiege mich mit sanften Worten,
Fern vom Blick der Wahrheit ein,
Oeffne die geschmückten Pforten,
Laſs die goldnen Träume ein.

Luftig rauschet ihr Gefieder
Ueber meine Schläfe hin,
Bilder wanken auf und nieder,
Und erfüllen Herz und Sinn.

O! wie sanft die holden Bilder
Allgemach vorüberziehn,
Mild und sanft, und immer milder,
Wiederkommend selbst im Fliehn!

Decke Liebe deinen Schleier
Ueber diese Bilderwelt!
Immer wird die Aussicht freier,
Immer schöner wird das Feld!

In dem Haine will ich wallen
Wo den Mohn die Liebe streut,
Wo mit sanftem Wohlgefallen,
Liebe jedes Herz erfreut!

„Ja! — rief er aus; — Trennen können uns Menschen und Verhältnisse, aber hindern können sie uns doch nicht, stets bei einander zu seyn!"

Es wurde an die Thür geklopft, sie ging auf, und ein Franziskanermönch trat



in's Zimmer, der sich selbst mit folgenden Worten einführte:

„Gott sey mit Euch, edler Herr! Ich bin der Pater Amaro, aus dem Orden des heiligen Franziskus.“

„Was bringt Euch zu mir?“ — fragte Rinaldo.

„Mein Herz, — war des Paters Antwort; — welches das Eurige sucht.“

„Ich verstehe Euch nicht.“

„Laſst Euch mit einer Explikation dienen! — Ich mache mir ein Geschäft daraus, bei guten und mitleidigen Seelen Almosen einzusammeln; nicht um damit mich oder mein Kloster zu bereichern, — denn was zu unserm schmalen Unterhalt gehört, sammeln unsere Terminirer ein, — sondern um damit Nothleidende zu unterstützen, denen Verhältnisse, Stand, oder Krankheiten nicht erlauben, selbst Almosen zu begehren. — Die Noth, edler Herr! ist da am gröſsten, wo sie am verschwie-

gensten, wo sie am heimlichsten drückt! — Bei diesem meinem wohlthätigen Geschäfte nun, welches ich durch Gottes Beistand schon einige Jahre mit sonderlichem Segen treibe, habe ich mir nach und nach Bemerkungen abstrahirt, welche ich aufgezeichnet, dem hinterlassen werde, der mein Nachfolger seyn wird. — Unter diesen, ist auch die Bemerkung, daſs Fremde sich weit wohlthätiger finden lassen, als Einheimische. Deshalb wende ich mich an Euch. Das ist es, was mein Herz an das Eurige sendet, und was es bei dem Eurigen sucht. — Irre ich mich nicht in den Gesichtszügen, die Euch Gott geschenkt hat, so wird mein Gang zu Euch, gesegnet seyn."

Rinaldo drückte dem humanen Almosensammler 10 Dukaten in die Hand, und sagte:

„Ihr habt Recht, Herr Pater! Die heimlichste und verschwiegenste Noth, ist immer die gröſste."

Der Pater dankte, im Namen der Nothleidenden sehr verbindlich, und gerührt drückte Rinaldo ihm die Hand herzlich. Freundlich rief ihm dieser zu:

„Nicht zu stark! nicht zu stark! Ihr zerdrückt mir sonst etwas Kostbares, das ich hier in der Hand habe."

Rinaldo. Etwas Kostbares? — Und das ist?

P. Amaro. Es ist ein Portrait.

Rinaldo. Das Bild eines Heiligen?

P. Amaro. Nein! — Es ist das Bild — eines Frauenzimmers.

Rinaldo sah ihn lächelnd, verwunderungsvoll an, und fragte:

„Das Bild eines Frauenzimmers? Und in Euern Händen?"

Gelassen und freundlich antwortete der Pater:

„Warum nicht? — Ich habe auf meiner Zelle eine artige Sammlung von Bildnissen, — Ihr könnt sie sehen! — unter denen sich viele weibliche befinden."

Rinaldo sah ihn fragend an, er aber fuhr fort.

Laſst Euch mit einer Explikation dienen! Meine Gemähldesammlung ist eine Gallerie von Armenwohlthätern. Die mir am willigsten und am meisten geben, denen falle auch endlich ich mit einer Bitte für mich selbst beschwerlich; Ich bitte um ihre Portraits. Diese hänge ich dann in meiner einsamen Zelle in zierlicher Ordnung auf, und unterhalte mich mit ihnen, wenn ich von menschlicher Gesellschaft entfernt bin. Ich bin wirklich in guter Gesellschaft, ich bin unter Menschen, darf ich dann mit Gewiſsheit sagen."

„Gewiſs, Herr Pater! — Auch Ihr seyd ein Mensch, und ich, — bin in guter Gesellschaft!"

„Die guten Werke, mein Herr! geben eine hohe Menschlichkeit, und das sey unser Stolz voll Demuth."

„Und das Portrait in Eurer Hand?“ —

„Ist das Portrait einer vortrefflichen Armenwohlthäterin; es soll in meine Gemähldesammlung kommen.“

Er zeigte es, und Rinaldo fragte betroffen:

„Wie nennt sich diese Dame?“

„Violanta de Noli.“

„Ja! so heifst sie.“

„Kennt Ihr sie?“

„Ich kenne sie. — Lebt sie jetzt hier in Melazzo?“

„Seit 14 Tagen. Sie wartet auf ein Schiff, und wird nach Lipari gehen.“

„Bringt mich zu ihr!“

„Ich will Euch ihre Wohnung zeigen.“

Rinaldo griff eilig nach Huth und Degen, und folgte dem Pater.

Eilftes Buch.

Geseh'n, gefunden, und verloren,
Aus einem schönen Traum erwacht!
Der Wechsel hat sich dir verschworen;
Ob er dich wohl auch glücklich macht?

Erschrocken bebte Violanta zurück, als Rinäldo in ihr Zimmer trat, ängstlich schlug sie ein Kreuz, und über ihre bebenden Lippen, konnte sich kein Wort drängen.

„Freundin! — begann Rinaldo; — Sehen wir uns doch wieder?“

Violanta kam nach und nach zu sich, und endlich fragte sie stammelnd:

„Ihr lebt?“

„Ich lebe, um zu meinem Unglück Dianoren zu finden —“

„Sie?“

„Die ich wieder verlassen mufste.“

„Ist es möglich? Ihr saht sie? Ihr seyd dem Tode entronnen? — Ihr habt Dianoren gesehen, gefunden? — Wo?“

„Auf Lipari.“

Er erzählte ihr, was wir wissen. Ihre Verwunderung stieg, und die Unterhaltung wurde herzlicher. — Violanta wartete, wie sie sagte, und wie Rinaldo durch den Pater schon wufste, auf ein Schiff, das sie nach Lipari bringen sollte. — Jetzt fragte sie:

„Und was wollt Ihr thun?“

„Ich wende mich — antwortete Rinaldo; — mit der herzlichsten Bitte meines Lebens an Euch, an die Freundin, die ich einst aus finsterer Kerker-Nacht ins Licht des Lebens zog!“ —

„Ich errathe diese Bitte;“ — seufzte Violanta.

„Folgt mir Dianora, so blüht mir das Glück meines Lebens.“

„Wo?“

„Ich bin fest entschlossen, mein Leben daran zu wagen, meine vergrabenen Schätze aufzusuchen, und —“

„Und dann?“ —

„Nach Spanien zu gehen, wohl weiter, dorthin, auf jene glückliche Inseln, wo ein ewiger Lenz den frohen Bewohnern lacht. Dort, Violanta, wollen wir in stiller, verträglicher Einsamkeit leben, dort wollen wir froh und glücklich seyn!“

„Das war auch unser Wunsch auf Pantaleria! — Das Glück erfüllte ihn nicht.“

„Vielleicht lächelt es uns günstiger in entfernteren Zonen!“

Noch sprachen sie weiter, und Violanta versprach ihm endlich, alles anzuwenden, Dianoren zu bereden, — wenn es einer Ueberredung bedürfe, — dem Rufe

der Liebe zu folgen. Melazzo sollte der Ort der Versammlung bleiben, und um einen Mittelsmann zu haben, der dies und jenes besorgte, durch dessen Hände die Briefe gingen, ohne dafs er selbst wüfste, wozu er seine Hand biete, wurde der Pater Amaro erlesen, auf glückliche Rechnung für seine Nothleidenden, und seine Portrait-Sammlung, der hülfreiche Vierte zwischen Dreien zu seyn. — Beide wollten die Sache gehörig überlegen, und diesen Abend sollten bei einem frugalen Mahl, wozu Violanta ihren Gast bat, alle Punkte festgesetzt, und die nöthigsten Bedingungen, Erklärungen etc. bestimmt werden.

Rinaldo ging eben aus Violantens Wohnung, als dieser gegenüber, aus einem Weinhause, einige betrunkene Matrosen auf ihn zu taumelten. Er trat auf die Seite, sie vorüber zu lassen, als der eine stehen blieb, und mit grofsen Augen ihn angaffte.

„Strafe mich Gott! — schrie er endlich; — wenn ich lüge. Kammeraden! seht diesen Mann hier an, und ihr seht, hole mich der Teufel! den verrufenen Rinaldini vor euch, wie er leibt und lebt.“

Rasch trat Rinaldo auf ihn zu, ergriff seine Hand, drückte sie bedeutend, und fragte:

„Hast du den Mann, den du eben nanntest, gekannt?“

„Ja, bei'm Teufel! ich habe ihn gekannt;“ — sagte jener trotzig, vielleicht ohne die Bedeutung des Händedrucks zu errathen, oder auch, um sich nicht irre machen lassen zu wollen.

„Was? — schrie einer seiner Gesellen; — du hättest den berühmten Rinaldini gekannt? Berühme dich nicht solcher Dinge! Der Wein lügt aus dir."

„Kammerad! — stammelte jener; — der Wein lügt nicht. Der Wein spricht die Wahrheit."

Lächelnd sagte Rinaldo:

„Geh nach Hause, und schlafe deinen Rausch aus!"

„Was? — schrie der Schreier; — Ich hätte einen Rausch? — Ich? — Mord und Wetter! brüllen will ich wie eine Gerichtsposaune, schreien will ich, daſs die ganze Stadt es hören soll. So wie Ihr ausseht, so sah er aus, der vermaledeite Räuber-Sultan, Rinaldini!"

Bald gab es ein Zusammentreten der Vorübergehenden, es mischten sich endlich Sbirren unter die Umstehenden, und fragten: Was es gebe?

„Einen Trunkenbold giebt es hier!" — sagte der Pater Amaro, der eben herbei trat, Rinaldo bei der Hand nahm, ihn in's Kloster führte, und die Pforte schliefsen liefs.

Die Sbirren begnügten sich nicht mit des Paters unerbetener Antwort, sie examinirten den Schreier stärker, und führten ihn endlich, als er bei seiner Aussage blieb, vor den Polizei-Richter.

Der Pater Amaro führte den Geretteten durch den Klosterhof, in den Kloster-Garten, schweigend bis an die hintere Pforte desselben. Hier nahm er ihn bei der Hand, und sagte:

„Eine Liebe ist der andern werth, ein Dienst des andern. — Ihr kennt mich nicht mehr. Gram und Kummer haben mich entstellt, aber ich kenne Euch noch. — Jetzt führe ich Euch aus diesem Garten, in jenes Weinberghaus. Dort seht Ihr mich in kurzer Zeit wieder, und dort — sollt Ihr mich auch wieder kennen lernen.“

Rinaldo wollte Erklärungen, der Pater liefs sich auf nichts ein.

„Wir sehen uns bald wieder!“ — war seine Antwort, und so brachte er ihn in das Weinberghaus, dessen Thür er hinter ihm verschlofs, als er ihn verliefs.

Rinaldo schwebte in bangen Erwartungen. Er fürchtete Verrath und Entdeckungen. Seinen Dolch steckte er sich zur

Hand, und ein Plättchen Gift, welches er unter seinem Finger-Ringe führte, hob er hervor, es im äufsersten Nothfalle zu gebrauchen. — Aengstlich klopfte sein Herz; er erwartete und fürchtete des geheimnifsvollen Paters Zurückkunft. — Bekannter wurden ihm, nach langem Nachdenken, seine Gesichtszüge, dennoch aber konnte er sich seines Namens und seiner Bekanntschaft nicht so, wie er es wünschte, erinnern. — Er zog die Uhr beinahe von Minute zu Minute, und die schnell enteilenden Sekunden, wurden ihm zu Stunden.

Endlich vernahm er Fußtritte. Die Thür ging auf, und Pater Amaro, ein Päktchen unterm Arme, trat ein. — Freudig fiel Rinaldo ihm um den Hals, und frägte ängstlich:

„Seyd Ihr endlich da?“

Der Pater faßte seine Hand, und sagte:

„Wie so sonderbar! Ich mußte Euch retten, Euch — der Ihr einst, wie Ihr meintet, mein Glück mir in die Hand gabt; mein Glück, das mein Unglück wurde; — wenn es ein Unglück ist, in diesem Kleide, wenn auch nicht glücklich, dennoch ruhig zu seyn!“

Rinaldo staunte den Sprechenden fragend an. — Dieser fuhr nach einer kleinen Pause also fort:

„Einst sahen wir uns, als die Nothwendigkeit Euch zu der Entdeckung zwang, zu sagen, welchem Manne man Eure Hülfe

verdankte, auf dem Schlosse des Barons Denongo" —

„Ha! — Jetzt erkenne ich Euch wieder; — schrie Rinaldo. — Ihr seyd der Sekretair des Barons Denongo, der damals glückliche Liebhaber der schönen Laura!"

„Der bin ich."

Hundert Fragen schwebten auf Rinaldo's Lippen, allen kam Amaro zuvor.

„Ich war — sagte er; — der Glückliche, den damals Laura liebte. — Eurer Groſsmuth verdankte ich es, daſs der Baron mir die Hand seiner Tochter versprach; aber, schlau genug, setzte er dem Ziele unsrer Wünsche, einen Zeitraum von drei Jahren entgegen. Er kannte Weiber-Herzen! — Laura liebte mich. Die Zeit, die böse Räuberin der Zärtlichkeit! raubte mir ihre Liebe, oder — wenigstens ihre Hand. Sie gab die Hand, die mir gehörte, dem Grafen Lentini. Sie floh mich, meine Vorwürfe; der Vater bot mir Geld. „Ihr seyd

beide wortbrüchig!" sagte ich, nahm kein Geld, und ging nach Melazzo zu meinem Bruder, der Prior des Klosters ist, in welchem ich mich als Mönch befinde. — Dies ist meine Geschichte, und dafs ich Euch kenne, wifst Ihr. — Ich erkannte Euch sogleich, als ich Euch zum erstenmal sah, und wunderte mich der Kühnheit Eures unverstellten Gesichts. — Allgemein werdet Ihr todt geglaubt, und ich — rette Euch jetzt, denn schon ist Lärm in der Stadt und Session bei dem Polizei-Gericht. Vermuthlich werde ich selbst vorgefordert werden. Diese Kutte läfst mich aber nichts fürchten, und ich bin ruhig. Ich erfülle jetzt die Pflichten der Dankbarkeit."

„Edler Mann!" — stammelte Rinaldo.

Der Pater legte das mitgebrachte Päckchen auseinander, und sagte.

„Hier sind Kleidungsstücke, und ich schaffe Euch, so gut es gehen will, zum Franziskaner um. — Die Kapuze über den Kopf,

Kopf, diese falsche Nase in's Gesicht, Farbe auf die Backen, dieser falsche Bart um's Kinn, und Ihr könnt getrost weiter wandern."

Rinaldo fiel ihm um den Hals und stammelte Worte des Dankes. Der Pater half ihn ankleiden, nahm Aufträge an Violanten an, die er pünktlich zu bestellen versprach, gab ihm den Segen, zeigte ihm den Weg nach **Achi** zu, in die Gebirge, und der metamorphosirte Freund wanderte seufzend von dannen.

Kaum hatte er die Anhöhe erstiegen, als von dem Kastell zu Melazzo ein Kanonenschufs fiel; das Signal, die Thore zu sperren.

„Guter Amaro!“ — seufzte Rinaldo, und eilte weiter.

Bei einem einsamen Bauernguthe wurde er, als Franziskaner versteht sich, um Gotteswillen gespeifst und geträukt; ja, er erhielt auch noch Proviant mit auf den Weg. Damit wanderte er getrost weiter; und als er gegen Abend eine vom Wege etwas entlegene Kapelle der sieben Schmerzen, nahe bei einer Quelle fand, entschlofs er sich hinter derselben zu übernachten.

Als er erwachte, und seine Morgenandacht verrichtet hatte, ging er weiter. Schon hatte er Achi im Rücken, und näherte sich dem Gebirgspasse, als er ganz unvermuthet Gesellschaft bekam. — Von der Seite her, kamen ein ehrwürdiger Kapuziner, und ein Harfenmädchen zu ihm.

„Wir beide — sagte der Kapuziner, nach den gewöhnlichen Begrüssungen; — wandern selbander; Ich ihr zum Schutz, Sie mir zur Aufheiterung, so, wie uns das Ungefähr zusammen führte. — Nun aber, tres faciunt collegium! — Musik ist die Freude der Menschen und Heiligen, und eine Harfe ist das Instrument, auf welchem selbst König David sich die Grillen vertrieb."

Rinaldo fragte, wohin die Wanderschaft gehe, und erfuhr, das Mädchen wolle über Galati nach Skaletta, der Pater aber gab Pezzolo als das Ziel seiner Reise an.

Da es eben Mittag wurde, wurde Platz bei einem Brunnen vor einem Pappelhaine genommen. Der Kapuziner öffnete seinen Brodsack, und theilte mit, was er hatte. Der Brunnen lieferte den Tischtrunk.

„Nun Annetta! — sagte der Pater; — spiele uns etwas."

Annetta ergriff die Harfe, spielte, und sang dazu:

Um des Menschen Wiege wanken
Freud' und Leid mit gleichem Schritt,
Sind die Amme seiner Tage,
Wandeln durch sein Leben mit.
Hüpft die Freude ihm zur Rechten,
Schwebt zur Linken ihm das Leid,
Bis sich beide selbst verlieren
In dem Ocean der Zeit.

Der Pater faltete die Hände, und seufzte. Rinaldo wollte sprechen, als Annetta präludirte. Sie spielte und sang:

Letze dich am Duft der Rosen,
Eh' sie welken und verblühn,
Laſs der Liebe holde Blumen
Ungenossen nicht verglühn.
Freude senkt im Rosenschimmer
Sich auf die beblumte Flur;
Folge ihrem Freudenrufe,
Folge ihrer sanften Spur!

Rosa stand vor Rinaldo's Sinnen. Er sah sie mit der Guitarre, singend in Wüsten und Einöden an seiner Seite sitzen, er hörte ihre Stimme, dachte sich in vergangangene Zeiten, und verlor sich in Betrachtungen. — Der Pater hatte sein Haupt gesenkt, und entschlummerte. Annetta klimperte auf der Harfe. — Rinaldo kam endlich zu sich, und es entspann sich zwischen den Wachenden ein Gespräch.

Rinaldo. Du kömmst wohl aus Melazzo?

Annetta. Ich komme aus Rametta.

Rinaldo. Wanderst du stets allein umher?

Annetta. Mein ältester Bruder begleitete mich. Er spielt eine schöne Geige. In Messina hat er sich bei einer Kapelle engagiren lassen. Nun gehe ich in meinen Geburtsort, nach Skaletta zurück, und will meinen jüngern Bruder, der die Flöte spielt, bereden, mit mir zu gehen.

Rinaldo. Trägt dein Spielen dir etwas ein?

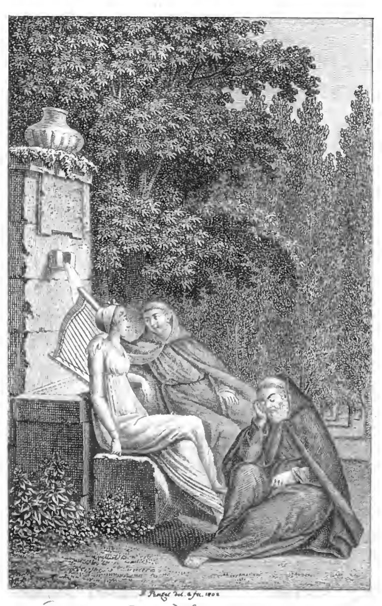
Annetta. Ach ja! — Ich ernähre Vater und Mutter, die arm, alt und gebrechlich sind.

Rinaldo. Das ist brav!

Annetta. Die Eltern haben mich ja auch ernährt, da ich noch nichts verdienen konnte.

Jetzt erwachte der Pater. Sogleich wurde aufgebrochen und weiter gewandert.

Die Sonne sank, die Schatten wurden länger, rundherum wurde alles still; nur die geschäftigen Abendfliegen summten noch über's Feld; da erreichten sie ein einsames Wirthshaus. Hier nahmen sie Nachtquartier.



Penzel del. & sc. 1802

Trägt Dir Dein Spielen etwas ein?



Der Tag brach an. Die Waller erwachten. Der Pater stimmte einen Morgengesang an, Rinaldo fiel ein, und Annetta akkompagnirte mit der Harfe. — Die Wirthin war sehr erbaut von diesem Gesange, und bat sich noch einen zweiten aus, womit, wie sie sagte, die Zeche bezahlt seyn sollte. Ihr Wunsch wurde ihr sogleich gewährt, und sie trug sogar, dankbar, noch einen Krug Wein auf.

„Gott segne dich, du frommes Weib! die du die Wanderer labest und erquickst, und schenke dir für diesen irrdischen, den du uns so freundlich giebst, dereinst den Wein der himmlischen Freude!“ — sagte der Pater.

„Piu tardi che pro essere!“ — seufzte die Wirthin mit gebrochenen, gen Himmel erhobenen Augen.

Rinaldo sah in diese gebrochenen Augen, und drückte ihr die Hand.

„Ach! — sagte die Wirthin; — wenn es Euch doch gefallen wollte, auch diesen Mittag noch bei mir zu verweilen. Mein Mann ist nach Messina gegangen, ich erwarte seine Zurückkunft erst in einigen Tagen, und ich bin gar nicht gern allein. Wenn nun solche fromme Männer bei mir bleiben wollten, so würde ich in sehr erwünschter Gesellschaft seyn.“

„Meine Stunden, liebe Frau! sind gezählt; — antwortete der Pater. — Man erwartet meine Ankunft sehnlich zu Pezzolo.“

„Was mich betrifft, — sagte Annetta; — so blieb ich gern hier, wenn es in Gesellschaft geschehen könnte, einen Tag auszuruhen, denn ich bin sehr müde.“

„Und Ihr, Herr Pater?“ — fragte die Wirthin, indem sie sich gegen den Pseudopater Rinaldo wendete.

„Ich bleibe hier;“ — antwortete dieser.

„Das ist mir sehr lieb!“ — sagte die Wirthin, und eilte in die Küche.

„Mir auch!“ — setzte Annetta hinzu.

„Wenn dem so ist, — sagte der Pater bedächtlich; und da ich einmal an Reisegesellschaft gewöhnt bin, so bleibe ich auch mit hier, und Morgen, so Gott will! wandern wir weiter.“

Annetta ergriff sogleich die Harfe, spielte und sang:

Der Himmel streut Blumen
Auf dornichten Pfad;
Der Himmel streut Dornen
Auf blumichten Pfad.
Es welken die Blumen;
Die Dornen zerstreut
Ein freundliches Lüftchen
Der heilenden Zeit.

„Was mich betrifft, — sagte Annetta; — so halte ich es mit der Gegenwart.“

„Die Gegenwart, — erwiderte Rinaldo; — verschlingt das Vergangene. Der Sturm geht vorüber, und helle Sonnenblicke erheitern das erschütterte Herz. — Der Mensch ist der Welt geboren; er lebt mit der Zeit. Die Freude mache ihn nie übermüthig; Leiden dürfen ihn nicht zaghaft machen. Der Nacht folgt Tag. Morgenröthe und Abendröthe glänzen an Einem Horizont.“

Annetta sah ihn aufmerksam an, und sagte:

„Euch möchte ich predigen hören, Herr Pater!“

„Ich auch;“ — sagte die Wirthin, die eben herzutrat.

Annetta fuhr fort:

Wollt Ihr uns nicht etwas vorpredigen?“

„Wollt Ihr?“ — wiederholte die Wirthin.

Der Kapuziner schüttelte den Kopf, und Rinaldo bat sich einige Stunden Bedenkzeit aus.

Indessen kamen einige Maulthiertreiber und hielten mit ihren beladenen Thieren in dem Wirthshause an. Der Pater kam sogleich mit ihnen in's Gespräch, und erzählte einige Wundergeschichten, die von den Maulthiertreibern und Annetten mit offenen Ohren empfangen wurden. — Rinaldo sah sich in dem Hause um, und wurde von der Wirthin eingeladen, ihren Weinvorrath im Keller zu besehen. Sie öffnete freigebig die Schätze dieses Vorraths, und der fromme Gast, liefs es sich wohl schmecken.

„Ich bin — sagte die Wirthin; — der Geistlichkeit von Jugend auf, ganz besonders gewogen gewesen, und ich wär sogar selbst gern eine Nonne geworden, blos des geistlichen Umganges wegen, aber — es hat nicht seyn sollen.“

Rinaldo tröstete sie deshalb, und die Wirthin liefs sich recht gern trösten. Ihre Lebhaftigkeit nahm zu, und je weniger sie sprach, je lebhafter wurde sie.

Indessen wurde es über der Erde, auch lebhafter. — Die Maulthiertreiber wollten weiter ziehen, und schrieen nach der Wirthin, ihre Zeche zu bezahlen. Sie mufste den Keller verlassen. Rinaldo folgte ihr, uud die Gäste zogen von dannen.

Kaum waren sie fort, als drei Bewaffnete eintraten, und Wein forderten. Rinaldo musterte die Angekommenen, und erinnerte sich an die Zeiten, wo er mit Kerln dieses Schlags täglichen Umgang

pflog. — Er zog die Wirthin auf die Seite, und fragte: Ob sie diese Gäste kenne?

„Herr Pater! Was denkt Ihr von mir, und meinem Wirthshause? — antwortete die Wirthin. — Ich kenne die Leute so wenig, als mich der Papst kennt. — Seit einigen Tagen murmelt man von einer Räuberbande, die im Gebirge hausen soll, vielleicht gehören gar diese saubern Gäste dazu."

„Eine Räuberbande?" — fragte Rinaldo.

„Ja! so sagt man;" — fiel die Wirthin ein.

Die Bewaffneten wendeten sich an den Kapuziner. Der eine fragte:

„Was giebts Neues?"

„Neuigkeiten — antwortete der Pater; — interessiren blos Weltleute; Ich, weiſs keine."

„Man spricht von Räubern in der Gegend.“

„Meine Armuth fürchtet sie nicht.“

Indessen war die Wirthin in die Stube getreten; ihr folgte Rinaldo.

„Ei, Frau Wirthin! — fing der Sprecher der Bewaffneten an; — Ihr seyd ja recht geistlich von beiden Seiten beschlagen! Mitten drinnen sitzt Ihr in der geistlichen Umgebung, wie eine Rose zwischen Dornen.“

„Ei! wie spafshaft! — lächelte die Wirthin, und warf einen scherzhaft sprechenden Blick auf den Pseudopater Rinaldo. — Der Sprecher fragte weiter:

„Hat dies Wirthshaus geräumige Stallung?“

„O ja! — erwiderte die Wirthin; — Wenn die Dragoner hier exerziren, stallen wir oft 30 bis 40 Pferde.“

„Viel Gelafs für Menschen?“

„Ziemlich. — Habe ich etwa Besuch zu erwarten?“

„Vielleicht diese Nacht noch.“

„Mein Gott! — Aber doch wohl —“

„Was?“

„Ich meine nur — Weil ich nicht weiſs —“

Indem sprengten drei Dragoner in den Hof. — Schnell saſsen sie ab, und zwei davon, traten in die Stube.

„Was befehlen die Herren?“ — fragte die Wirthin.

„Die Frau Wirthin — war die Antwort; — giebt uns ein Glas Wein, und diese Gesellschaft, zeigt ihre Päſse vor.“

Annetta griff sogleich nach ihrem Passe, und eben das that auch der Kapuziner, der sein Missiv hervorzog. Die Dragoner faſsten die Bewaffneten in die Augen. Der Sprecher schien ohne Verlegenheit zu seyn. —

„Wir sind reisende Jäger — sagte er: — wollen nach Melazzo, und wollen uns dort unter das Feldjäger-Korps anwerben lassen. Vorher waren wir als Grenzschüzzen in Diensten des Prinzen von Polikostro, und hier sind unsre ehrlichen Abschiede, die man allenthalben als Pässe anerkannt hat.“

Die Dragoner sahen die Papiere durch, und gaben sie wieder zurück. Der eine redete:

„Es ist in Melazzo ein verteufelter Streich passirt.“

Der Grenzschütz. Wie so?

Dragoner. Da ist auf einmal der Teufels-Kerl Rinaldini wieder sichtbar geworden.

Grenzschütz. Was? — Rinaldini? —

Dragoner. Wie ich sage.

Kapuziner. Rinaldini? —

Wirthin. Der soll ja aber schon längst todt seyn.

Grenzschütz. Er ist ertrunken, wie man allgemein sagt.

Kapuziner. Die Regierung hat ja die Nachricht von seinem Tode öffentlich ausrufen, gedruckt anschlagen, und bekannt machen lassen.

Grenzschütz. Ich habe es selbst zu Messina gelesen.

Annetta. Ich auch.

Kapuziner. Ich gleichfalls.

Rinaldo. Ich, nicht weniger.

Wirthin. Alle Reisende haben es bei uns erzählt.

Dragoner. Das kann alles nichts helfen! — Er lebt, und ist in Melazzo beinahe erwischt worden. Er hat sich in's Franziskaner-Kloster salvirt, und ist entkommen.

Kapuziner. Gott sey bei uns!

Dragoner. Zu Melazzo ist eine Untersuchung. Es sind einige Personen arretirt worden; sogar ein Franziskaner, sagt man.

Rinaldo. Das muſs geschehen seyn, als ich Melazzo verlassen hatte. — Mir sind das lauter Neuigkeiten. — Vielleicht beruht aber die Sache auf einem Irrthum. Ich wenigstens, glaube steif und fest, daſs Rinaldini nicht mehr unter den Lebendigen ist, denn — laſst euch erzählen! der fromme P. Domeniko, ein Mann, der schon hienieden selig ist, hat die Seele Rinaldini's im Eegefeuer erblickt, wohin sein geistliches Auge gar oft sieht. Dort hat der Bösewicht gewinselt, geklagt, und um Seelen - Messen gebeten. Ich habe deren selbst dreie, auf Befehl der Obern, für den Missethäter lesen müssen, secundum faciem sanctorum, aus christlicher Liebe und Erbarmung.

Grenzschütz. Das ist christlich und fein!

Wirthin. Hat es aber der Bösewicht auch verdient?

Rinaldo. Sind wir nicht alle sündige Menschen? — Gott mag richten!

Dragoner. Herr Pater! Ihr habt gewiſs das Geschäft die armen Sünder in hohe Gegenden zu begleiten?

Rinaldo. O ja!

Dragoner. Das hört man gleich an Euern Reden. Ich habe dergleichen Worte schon oft bei Exekutionen gehört.

Indem sprengten abermals sechs Dragoner in den Hof.

„Wiſst ihr auch — schrie der Wachtmeister, als er in die Stube trat; — daſs das Dörfchen Noretto in Flammen steht?"

Wirthin. Noretto? — Ach Gott! — In Flammen?

Wachtmeister. Von Räubern angesteckt.

Wirthin. Von Räubern?

Wachtmeister. Es hat seine Richtigkeit. — Rinaldini, der Teufelsbraten, lebt, ist entwischt, steht an der Spitze einer Bande, haufst in den Gebirgen von Achi, sengt und brennt.

Wirthin. O! der schlechte Kerl!

Kapuziner. Den Gott züchtigen und verdammen möge!

Annetta. Der seinen Lohn gewiss noch bekommen wird!

Kapuziner. Der schlechterdings den Galgen nicht entrinnen will und darf.

Wirthin. O! der schlechte Mensch!

Wachtmeister. Sind hier die Pässe aufgezeigt?

Dragoner. Es ist alles in seiner Ordnung, wie es sich gehört.

Wachtmeister. Sitzt auf, Bursche! Es wird gestreift!

Die Dragoner verliefsen die Stube und das Wirthshaus.

Rinaldo stand vor der äussern Thür des Wirthshauses, als der sogenannte Grenzschütz auf ihn zu kam, ihm die Hand, und ein Goldstück hinein drückte. Rinaldo sah ihn verwunderungsvoll an:

„Was soll das?“

„Zu Seelenmessen, für Rinaldini.“

„Dein Name?“

„Morletto.“

„Dein Gewerbe?“

Morletto schwieg. Rinaldo wiederholte die Frage; Morletto schwieg. Rinaldo nahm ihn bei der Hand.

„Du gehörst zu der Gesellschaft im Gebirge!“

„Herr Pater!“ —

„Du gehörst zu der Gesellschaft im Gebirge! — Ich weiſs es.“ —

„Seyd Ihr —“

„Kommandirt euch Cinthio oder Luigino?“

„Herr Pater!“ —

„Kommandirt euch Cinthio oder Luigino? — Ohne Zurückhaltung!“

„Ich weiſs nicht, wie Ihr —“

„Ohne Furcht, ohne Zurückhaltung!“ —

„Nun dann, in's Henkers Namen! — Ja! ich stehe unter Cinthio's Kommando.“

„Gut! — Nimm dein Goldstück zurück. Die Seelen-Messen lese ich gratis, und deinem Hauptmann Cinthio gieb diesen kleinen Siegelring. Er kennt ihn, er

weiſs, wer ihm den Ring schickt. —
Gott befohlen, wackerer Grenz-Schütz!"

Rinaldo entfernte sich schnell. Er saſs jetzt im Garten. — Die Grenzschützen hatten das Wirthshaus verlassen, und Rinaldo vertiefte sich in mancherlei Spekulationen und Gedanken. — Der Kapuziner umwandelte das Haus, Annetta klimperte auf der Harfe, und die Wirthin hatte Küchengeschäfte.

Unruhig wanderte Rinaldo endlich über die Gartengrenze. Ihn empfing eine schöne Wiese. Mitten auf derselben, unter hohen Pappeln, stand eine kleine Kapelle. Er

nahte sich derselben. Ein Frauenzimmer lag betend vor dem Altar. Er trat einige Schritte zurück, und als sie sich zum Aufstehen bewegte, wandelte er vorüber. — Sie verliefs die Kapelle; Er drehte sich, und kam ihr entgegen. Sie neigte sich ganz unbefangen gegen ihn, und erschrokken, erkannte Rinaldo in ihr, — eine Längstbekannte.

Sie wollte vorüber gehen; Rinaldo redete sie an, und lobte sie ob ihrer Andacht.

„Ach! Herr Pater! — sagte sie; — Ich bin eine schlimme Sünderin! und eine Unglückliche zugleich!"

„Viel auf einmal, schöne Frau!"

„Ja wohl!"

„Ein Fremder darf nicht so kühn seyn, sich in Euer Vertrauen eindringen zu wollen; aber fragen möchte ich doch: wen ich vor mir zu sehen, das Glück habe?"

„Ich bin die Gräfin Lentini."

Nun wissen die Leser aus der Erzählung des guten Portraitssammlers, des P. Amaro in Melazzo, daſs diese Gräfin Lentini eben jene Laura Dongo war, die Rinaldini schon längst kannte.

Sie sprach weiter, und nöthigte den gleichfalls gesprächichen Pater, höflich, auf ihrem nahegelegenen Schlosse einzukehren.

„Mein Gemahl — setzte sie hinzu; — ist schon seit drei Tagen abwesend. Er kommandirt als Obrister, die Truppen des Königs, die gegen eine starke Räuberbande ausgerückt sind, die unsägliches Unglück über die ganze Gegend umher verbreitet."

Davon erzählte sie einige Thatsachen; schweigend begleitete Rinaldo die Erzählerin. Sie kamen an das Schloſs. Rinaldo folgte der Einladung.

In dem Schlosse befand sich Leonore, die Schwester des Grafen Lentini, ein Mädchen in der schönsten Blüthe ihrer Jahre, schlank und schön gewachsen, gefühlvoll, und mit einem paar sehr feurig sprechender Augen, die sich in den lieblichsten Kreisen sanfter Anmuth drehten. Dieser Schönheit stand der verkappte Pater eben nicht gar anmuthig, entgegen, und wurde muthwillig lächelnd, von ihr willkommen geheissen.

„Verwünschte Larve!" — seufzte Rinaldo bei sich selbst, und sprach nicht ohne Verlegenheit mit dem Fräulein, die das Gespräch sehr bald endigte.

Laura safs nachdenkend am Fenster, und blickte in die freie Gegend. Rinaldo sprach von ihrem Gemahl; ihre Antworten begleiteten Seufzer.

Ein Bote brachte einen Brief von dem Grafen, der seiner Gemahlin schrieb: er habe das Lager der Räuber umschlossen,

und man erwarte stündlich ein Gefecht, weil dem Anschein nach, die Eingeschlossenen entschlossen wären, sich hartnäckig zu vertheidigen.

Das Gespräch fiel nun, ganz natürlich auf die Räuber.

„Es scheint, — sagte Rinaldo; — der Mann, der die Räuber anführt, ist noch einer aus Rinaldini's Schule.“

Laura. Ob er aber auch so grofsmüthig ist, als Rinaldini es war!

Rinaldo. Grofsmüthig?

Laura. Gewifs, das war er!

Rinaldo. Habt Ihr ihn gekannt?

Laura. Ich habe.

Rinaldo. Ihr?

Laura. Ich kann es nicht läugnen, werde es auch nie läugnen. Was ich seiner Grofsmuth verdankte, sollt Ihr hören.

Sie erzählte ihm die Geschichte der Ueberrumpelung ihres Schlosses, die wir

kennen, schilderte seine grofsmüthige Aufopferung, und wufste nicht, wem sie dieselbe erzählte. Ihre Erzählung beschlofs sie mit Thränen. — Jetzt war Rinaldo auf dem Punkte, sich zu entdecken, aber er dachte einen Augenblick nach, und hielt seine Entdeckung zurück. Ziemlich keck aber fragte er, ohne Einleitung:

„Seyd Ihr nicht glücklich vermählt?“

Laura schlug die Augen nieder, und seufzte:

„Ich habe einen guten Menschen hintergangen, dem mein Herz, dem meine Hand gehörte; ich habe ihn ins Unglück, zur Verzweifelung, ach! vielleicht habe ich ihn in den Tod getrieben!“

Ein Thränenstrom endigte ihre Rede. Rinaldo ergriff ihre Hand, und sagte:

„Er lebt!“

„Er lebt?“ — schrie sie laut auf.

„Er lebt, und liebt Euch noch.“

„Er liebt mich noch? — Kennt Ihr ihn?“ —

„Ich kenne ihn, und weiſs um Eure Geschichte. Ich erfuhr sie von ihm selbst.“

„Wo lebt er?“

„Zu Melazzo.“

„Wie geht es ihm?“

„Er kann Euch nie vergessen.“

„Womit — Ach Gott! errathet diese Frage!“ —

„Ich errathe sie. — Er hat keinen Mangel.“

„Gelobt sey Gott!“

„Er trägt das Ordensgewand des heiligen Franziskus; jetzt Pater Amaro genannt.“

„Amaro! — Ach Amaro!“ —

Rinaldo wollte sprechen, als Leonore in's Zimmer trat.

„Ich habe mir, — sagte sie; von meinem Bruder ausgebeten, gefesselt mir den

wilden Räuberhauptmann Cinthio zu zeigen; das hat er mir versprochen. — Was, in aller Welt! hätte ich nicht darum gegeben, hätte ich so den kühnen Rinaldini zu meinen Füßsen sehen können!"

„Wie grausam Ihr seyd!" — rief Rinaldo, nicht ohne Bewegung aus.

„Das bin ich gewiſs nicht! — lächelte das Fräulein; — Aber das Eigene und Einzige dieser Begebenheit macht, daſs ich ihre Erfüllung wünschte. Doch da es nun einmal Rinaldini nicht seyn kann, so soll es wenigstens sein Nachfolger, Cinthio seyn."

Rinaldo lächelte, und wollte eben antworten, als Laura bemerkte, ein Mädchen mit einer Harfe, komme ausser Athem über den Schloſshof gesprungen. — Es war, wie Rinaldo sogleich vermuthete, Annetta. — Sie bat um Schutz.

„Was hast du vor? — Was giebt es?" — fragte Leonore.

„Ach! antwortete Annetta keuchend; — Das nächstgelegene Wirthshaus haben Räuber überfallen. Sie suchen Euch, Herr Pater!“

„Mich? — fragte Rinaldo bestürzt; — Mich suchen Räuber? — Mich? — Was wollen sie von mir?“

„Ich weiſs es nicht. — Wo ist der Franziskaner, schrieen sie, dem dieser Ring gehört? Dabei zeigten sie einen Ring vor, und beschrieben Euch sehr deutlich.“

Laura. Was ist das, mit dem Ringe?

Rinaldo. Ich weiſs es nicht. — Zwar vermisse ich seit einigen Tagen einen, mir sehr werthen Ring, aber — wie sollten Räuber —

Annetta. Man suchte Euch im ganzen Hause, und ich entfloh.

Laura. Sonderbar!

Leonore. Nun werden sie Euch auch hier bei uns suchen.

Annetta. Gewifs!

Laura. Was ist zu thun?

Leonore. Kann der Verlust des Ringes Euch Nutzen oder Schaden bringen?

Rinaldo. Schaden.

Leonore. So flieht!

Rinaldo. Ich fliehen? — Was hat ein Franziskaner zu fürchten?

Leonore. Von Räubern? — Alles, so gut wie jeder Mensch.

Rinaldo. Und wenn ich nun gehe, Euch hier, ohne männlichen Beistand, allein lasse? — Das kann ich nicht! — Dieses Gewand ist heilig. — Ich setze meinen Kopf daran, die Räuber sollen hier, wo ich bin, keine Gewaltthätigkeit ausüben.

Laura. Herr Pater! — was Ihr sagt! — der Ton, die Stimme, womit Ihr das sagt — macht mich noch weit verlegener, als ich es schon bin.

Rinaldo. Ohne Verlegenheit! — Wir sind ausser Gefahr.

Leonore·

Leonore. Durch Euer Gewand, Herr Pater! bei Gott nicht! — Wenn Ihr nicht etwa Bekannte, gute Freunde, unter den Räubern habt —.

Rinaldo. Ich? —

Leonore. Vergebt! — Ohne diesen Umstand, kann ich nicht glauben, daſs wir auſser Gefahr sind; Ihr selbst könnt es nicht seyn. — Also flieht! — Wir, thun am besten, wir packen ein, und erwarten den Besuch hier nicht. — Da noch dazu mein Bruder gegen die Räuber kommandirt, so wird sicher ihre Rache schrecklich seyn!

Rinaldo. Seyd ruhig! seyd unbesorgt!

Laura. Herr Pater, täuschet uns nicht mit falschen Hoffnungen! — Ich habe einst das Unglück erlebt, daſs meines Vaters Schloſs von Räubern überfallen wurde, und weiſs es noch gar zu wohl, wie uns damals allen zu Muthe war.

Rinaldo. Ich auch!

Laura. Ihr? — Herr Pater! Ihr? — Was sagt Ihr? — Wenn ich — Um aller Heiligen willen! lasst mich keine Wahrheit ahnden.

Leonore. Schwester! was willst du sagen? Welche Wahrheit —

Laura. O! was kann, was will ich sagen! — Auf unsre Rettung lasst uns denken!

Rinaldo. Ihr bleibt hier, und fürchtet nichts. — Ich will doch sehen —

Leonore. Weiter, Herr Pater! — Was wollt Ihr sehen? Glaubt Ihr — ?

Rinaldo. Ich habe nichts zu glauben!

Leonore. Herr Pater!

Rinaldo. Ich spreche von Gewissheit.

Leonore. Herr Pater! —

Rinaldo. Ich kann Euch, mich, — ich will und kann uns alle schützen!

Leonore. Durch ein Wunder? — Denn wodurch sonst?

Rinaldo. Durch mich selbst.

Laura. Allmächtiger Gott! soll ich —

Rinaldo. Ihr sollt erwarten, was geschieht, sollt ohne Furcht seyn, und nichts ahnden!

Laura. Mann! — Ich schwöre —

Rinaldo. Keine Schwüre! — Ruhig! ruhig! —

Leonore. Ich kann mir nicht erklären —

Rinaldo. Wozu Erklärung? — Jetzt, wie immer, macht Euch nur der Glaube selig. Ich aber, — weiſs was ich sage, stehe für alles, was ich verspreche, mit Leib und Leben! — Seyd Ihr mit dieser Erklärung zufrieden? — Seyd Ihr beruhigt? — Oder, soll ich Euch Zeichen und Wunder sehen lassen, ehe es noch nöthig, — ja! sogar, ehe es nur heilsam ist? — Laſst Tausende gegen dieses Schloſs anziehen,

lafst sie den Franziskaner suchen, — sie sollen ihn finden! — Bei Gott! sie sollen ihn finden. — Fliehen wird er nicht. — Hier stehe ich. Euch deckt meine Hand, und die Gräfin Lentini soll mich — — Nein! weiter nicht! — Kein Wort, keine Silbe, keine Versprechungen weiter! — Aber Eurer Flucht widersetze ich mich durchaus. Ihr sollt hier bleiben — um zu sehen —

Leonore. Dafs Ihr ein Franziskaner seyd? —

Rinaldo. O! mein Fräulein! —

Leonore. Oder seyd Ihr vielleicht der heilige Franziskus selbst? — — Schwester! — Eilig! — Lafs uns einpacken!

Laura. Schwester! — Wenn ich —

Rinaldo. Packt ein.

Leonore. Wie? — Auf einmal gebt Ihr uns einen Rath, den wir —

Rinaldo. Ich gebe Euch keinen Rath mehr. — Thut, was Ihr wollt.

Ein Bedienter stürzte in's Zimmer, und meldete, der Thurmwächter sehe Flammen, und einen Zug, der sich dem Schlosse nähere.

Annetta. Heilige Jungfrau!

Leonore. Sie kommen!

Bedienter. Es brennt allenthalben.

Laura. Grofser Gott!

Bedienter. Von Sesinetta her ertönt die Sturmglocke.

Rinaldo. Lafst sie ertönen! — Fort! — Zieht die Zugbrücke auf! — Wir erwarten die Kommenden, wer sie auch seyn mögen.

Der Bediente eilte davon. Laura verbarg ihr Gesicht in's Schnupftuch; Leonore sah den Pater verlegen an; Er ging hastig im Zimmer auf und nieder; Annetta stand zitternd in einem Winkel. — Rinaldo sprach:

„Ihr habt das Wort eines Mannes, und glaubt ihm nicht; Ihr wollt fliehen, und

habt keine Kraft zum Fliehen; Ihr wollt meinen Worten nicht trauen, weil diese Mönchskutte Euch das Vertrauen raubt; — aber ich will diese Kutte von mir werfen, und Euch beweisen —"

Indem sprengte ein Reitknecht in den Hof. Laura schrie:

„Giorgio! — Der Reitknecht meines Gemahls!"

„Kömmt er?" — fragte Leonore hastig, und riss die Zimmerthür auf.

„Giorgio!" — rief Laura.

„Giorgio! Wo ist dein Herr, mein Bruder?" — fragte Leonore.

Giorgio stürzte athemlos die Treppe herauf, durch den Saal in's Zimmer.

„Ach! gnädige Gräfin! stammelte er; — Ich bin — Ach! heiliger Gennaro! kaum kann ich es sagen —"

Laura. Um des Himmels willen! — Was ist es? —. Was hast du zu sagen?

Leonore. Rede! — Wo ist —

Laura. Mein Gemahl —

Leonore. Dein Herr? —

Laura. Wo ist er?

Giorgio. Er ist — Verzeiht! — O! daſs ich es sagen muſs! — Aber —

Leonore. Ohne Umschweife!

Giorgio. Mein Herr — der Herr Graf — Ihr Herr Gemahl — Ihr Herr Bruder — ist — Ach! — Er ist in der Gewalt der Räuber!

Leonore. Er? —

Laura. Mein Gemahl? —

Giorgio. Bei'm Rekognosziren haben sie ihn gefangen genommen. Hier sind einige Zeilen von ihm. — Der Räuberhauptmann gab mir die Erlaubniſs, dieses Briefchen hieher zu bringen. — Hier ist es.

Laura las:

„Liebe Laura!

Ich bin in Gefangenschaft gerathen. Giorgio wird dir sagen, wie es zuge-

gegangen ist. — Der kühne Cinthio erlaubt mir, dir dies zu schreiben, und mifsbraucht die Gewalt nicht, die der Zufall ihm über mich gegeben hat. — Sende mir sogleich, oder wenigstens, sobald als es dir möglich ist, 3000 Stück Dukaten. Dieses ist der Preis, der auf meiner Freiheit steht; je eher du das Geld sendest, desto eher siehst du wieder deinen Gemahl

Loisio Lentini.

Laura faltete, als sie den Brief gelesen hatte, die Hände, und sah gen Himmel. Leonore hiefs Giorgio gehen, und warf sich auf ein Sopha. — Rinaldo ging rascher noch als zuvor, im Zimmer auf und ab.

Laura. Ich? — 3000 Stück Dukaten? — Schwester! — Ach! — Schwester! 3000 Stück Dukaten!

Leonore. Der König mufs den Bruder auslösen!

Laura. Aber, ehe das geschieht? —

Rinaldo. Ihr habt kein Geld? — Könnt kein Geld schaffen? — Meine Gräfin! Ich glaubte, die Tochter, das einzige Kind, die Erbin des reichen Barons Denongo müfste — könnte nie um 3000 Dukaten verlegen seyn!

Laura. Ach! — Mein Gemahl — braucht viel Geld.

Leonore. Schwester! —

Laura. Warum soll ich mich verstellen? — Wir können ohne grofse Aufopferungen, ohne langen Zeitverlust, diese Summe nicht herbei schaffen.

Rinaldo. So mufs — Wie heifst der Räuberhauptmann, in dessen Gewalt Euer Gemahl sich befindet? —

Laura. Cinthio.

Rinaldo. Cinthio? — — Er mufs warten. — Vielleicht wird Cinthio indes-

sen geschlagen, und dann ist der Graf ohnehin frei. — Zwar wird er — doch es kann —

Leonore. Was wolltet Ihr sagen?

Rinaldo. Das wär denn freilich wohl nur der Fall, wenn alles verloren wär! —

Leonore. Welcher Fall? —

Rinaldo. Es sind freilich Räuber, aber —

Leonore. Nun? —

Rinaldo. Sie machen es nun einmal nicht anders!

Leonore. Was thun sie?

Rinaldo. Es geschieht wohl auch nur im äussersten Nothfall, aber — dann —

Leonore. Dann? —

Rinaldo. Wenn sie alles, sich selbst verloren sehen, ermorden sie ihre Gefangenen.

„Leonore. Grofser Gott! —

Rasch sprang Laura auf, und ging bedeutend und voll Entschlossenheit im Zimmer auf und nieder, wendete sich dann gegen Rinaldo, und fragte:

„Herr Pater! Wißt Ihr meinen Gemahl zu retten?“

Rinaldo. Ich? — Ach! heiliger Franziskus! Wir dürfen ja keinen Carlino, geschweige denn Gold bei uns führen. Und — 3000 Stück Dukaten! — Wie könnt Ihr so viel baares Geld bei allen Franziskaner-Klöstern des ganzen Königreichs, geschweige denn, bei einem armen, einzelnen Franziskaner-Mönche suchen?

Laura. Herr Pater! — Ihr könnt uns retten.

Rinaldo. Beschützen kann ich Euch, aber — Euern Gemahl, — den mag Pater Amaro retten.

Laura. Diese Antwort — habe ich verdient!

Leonore. Wie soll ich —

Rinaldo. Vom Sollen ist nicht die Rede, aber das will ich Euch sagen, was Ihr könnt. — Ihr könnt Euern Bruder retten.

Leonore. Ich? —

Rinaldo. Ihr allein.

Leonore. Mit Gelde?

Rinaldo. Habt Ihr 3000 Stück Dukaten?

Leonore. Keinen Spott, Herr Pater!

Rinaldo. Ich spotte nicht! — Habt Ihr auch das Gold nicht, so habt Ihr dennoch Macht und Gewalt genug, Euern Bruder zu retten.

Leonore. Ich habe Euch nichts mehr zu antworten!

Rinaldo. Ihr nehmt — ich weiſs nicht was, — übel, aber das soll mich dennoch nicht abhalten — — Fräulein! Ihr sollt mich kennen lernen.

Laura. O! ich fürchte —

Rinaldo. Fürchtet nichts! — Seht, da kömmt schon die Nachricht, dafs die Zugbrücke des Schlosses aufgezogen ist.

Ein Bedienter brachte wirklich diese Nachricht.

Rinaldo. Habt ihr Waffen?

Bedienter. Acht Flinten, zwei Büchsen, einige Paare Pistolen, und viele Säbel sind im Schlosse.

Rinaldo. Kanonen?

Bedienter. Haben wir nicht.

Rinaldo. Schlimm! — Wie viel Köpfe?

Bedienter. Den lahmen Gärtner, den blinden Stallmeister, und den alten Kastellan mit eingerechnet, sind wir unserer acht Männer im Schlosse.

Rinaldo. Wenig genug!

Bedienter. Ja wohl!

Rinaldo. Dennoch wollen wir nicht verzagen, und sollten auch Hunderte kommen.

Bedienter. Aber — Herr Pater! wenn Ihr bedenkt —

Rinaldo. Ich habe alles bedacht. Bewaffnet euch, haltet Wache, und seyd ohne Sorgen. — Jetzt wollen wir Musterung halten, und uns ein wenig umsehen, wie es ausserhalb dem Schlosse aussieht.

Er ging; der Bediente folgte ihm.

Er bestieg die Warte, besah die Mauern und vertheilte die Posten. Der kleinen Besatzung flöfste er Muth ein.

Als er auf die Gallerie zurück vom Rekognosziren kam, trat Laura ihm entgegen.

„Ich habe, — sagte sie; — alles wohl überlegt und bedacht, ich kann mich in Euch nicht irren. — Ja! ich weifs, wer Ihr seyd.“

„Ihr wifst es?“ — fragte Rinaldo lächelnd.

„Ihr selbst habt Euch verrathen. So spracht Ihr auch einst auf meines Vaters Schlosse, in gleicher Gefahr. — Und dieser Ton der Stimme! — O! ich kann ihn nie vergessen! Ihr habt Euer Gesicht verunstaltet. Diese Farben können mich nicht hintergehen! Was könnte ich nicht fürchten, kennte ich Euch nicht, wüfste ich nicht, dafs Ihr Eure Gewalt nie mifsbrauchtet. Ich wage es daher, Euch zu bitten,

nehmt Euch meiner an, und gebt meinem unglücklichen Gemahl die Freiheit wieder!"

„Ich? — Er ist in Cinthio's Gewalt."

„Macht ihn frei!"

„Wie käm ich zu 5000 Stück Dukaten?"

„Euer gebietendes Wort —"

„Danach fragt kein Cinthio."

„Wie? Habt Ihr uns nicht versprochen, uns und dieses Schloſs zu retten?"

„Euch und dieses Schloſs zu retten, habe ich versprochen, aber nicht Euern Gemahl auszulösen."

Laura trat ihm näher, ergriff seine Hand, und sagte:

„Es war eine Zeit, in der ich einen gewissen Ritter de la Cintra, zu Messina kannte. Dieser Ritter —"

„Weiter!"

„Kein Wort weiter!"

Sie

Sie schlug, als sie das sagte, die Augen nieder. — Endlich, nach einer langen Pause, fuhr sie fort:

„Dieser Ritter ist für mich todt, und mein Gemahl — ist nicht von mir zu retten.“

Schnell erhob sie ihre Blicke, drückte mit Wärme ihm die Hand, und sagte:

„Wir sind in deiner Gewalt!“

Rinaldo konnte sich nicht mehr verstellen, mit einem festen Blick fragte er:

„Will Laura in meiner Gewalt freiwillig seyn?“

„Sie will.“

„So sage ich ihr: Sie hat sich nicht in mir geirrt. Sie kennt mich. — Ja! Laura, ich bin —“

„Du bist Rinaldini!“

„Der bin ich.“

Das Horn des Wächters auf der Warte ertönte. Die Glocke erklang. Die Bewoh-

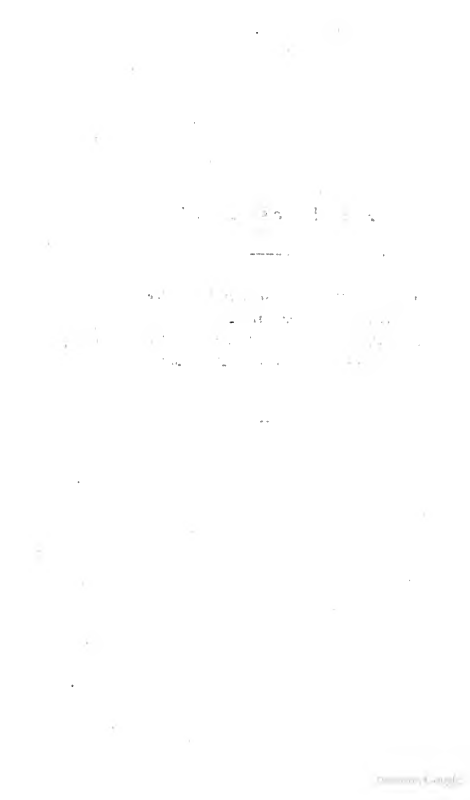
ner des Schlosses stürzten erschrocken herbei. Alle versammelten sich auf dem grossen Saale.

Laura sagte, dennoch mit bebender Stimme:

„Nun fürchte ich nichts!“

Zwölftes Buch.

Der Nebel flicht! Nun schaust du wieder
Hinaus in das bedrohte Land.
Was schlägt des Kühnen Hoffnung nieder?
Reicht sie dem Waller nicht die Hand?



Drei Bewaffnete verlangten in's Schloſs gelassen zu werden. — Rinaldo gab Befehl, sie einzulassen. Sie kamen auf den Saal, und wurden in ein Zimmer geführt, in welchem sich Rinaldo allein befand. — Sie traten ein, und blieben schweigend vor ihm stehen.

„Was — fragte Rinaldo; — führt die Herren zu uns?"

„Vielleicht — antwortete der eine der Bewaffneten; — ist leichter gefunden, als wir es glaubten, was wir suchen."

„Hier?"

„Hier. — Uns so nahe, wie möglich."

„Wie so?"

„Wir suchen einen Franziskaner —"

„So?"

„Der wenigstens, als ein Franziskaner aussieht, und dem dieser Ring gehört."

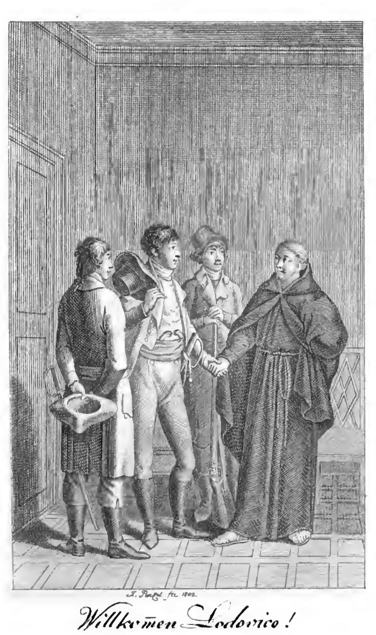
„Wer sucht den Gesuchten?"

„Der, dem der Franziskaner diesen Ring geschickt hat. Cinthio, nennt sich der Suchende. — Und der, den wir suchen — — Herr Pater! Cinthio hat keine Dummköpfe abgesendet. Wir gelten etwas bei ihm, und zwei von uns — Nun? Herr Pater! wollt Ihr denn Euern Lodoviko nicht mehr kennen?"

Rinaldo trat rasch auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand, und sagte:

„Willkommen Lodoviko!"

„O! schrie dieser; — Wär doch unser Cinthio hier!"



Willkommen Lodovico!

Es wurde Wein aufgetragen.

„Hier ist Wein! jauchzte Lodoviko. — Noch zwei Dinge, und ich erkenne meinen Hauptmann ganz wieder: Ein Mädchen und eine Guitarre."

„Auch diese sind im Schlosse zu haben;" — lächelte Rinaldo.

Nach geleerten Flaschen, zogen Lodoviko und seine Gesellen ab, und nahmen Rinaldo's Begehren an Cinthio mit.

Gegen Abend kam Lodoviko zurück, gab ein Pakt an Rinaldo ab, und den folgenden Morgen trat dieser nicht mehr als Franziskaner, sondern so elegant, als einer der galantesten Männer Siziliens gekleidet, in seiner wahren Gestalt, mit ungefärbtem Gesicht, in's gewöhnliche Gesellschaftszimmer.

Leonore sprang verwunderungsvoll vom Stuhle auf, und seufzend und erröthend, schlug Laura die Augen nieder.

Leonore. Was ist das? — Herr Pater! welche Verwandlung?

Rinaldo. Die Kutte hatte mich verwandelt. Jetzt, schönes Fräulein! sieht mich Euer holdes Augenpaar, so wie ich wirklich bin.

Leonore. Schwester!

Rinaldo. Leonore wünschte gestern sich, den kühnen Rinaldini zu ihren Füſsen zu sehen. Ihr Wunsch ist erfüllt. Er liegt hier vor ihr, und küſst ihre sanfte Hand!

Leonore. Rinaldini?

Laura. Er selbst.

Leonore. Ewiger Himmel! — Was soll ich sagen? — Wie kömmt sie einem Traume so nahe, diese Wirklichkeit! — Rinaldini hier? Der Todtgeglaubte lebend, und zu meinen Füſsen? — Steht auf! steht

auf! Das Schrecken soll nicht vor mir liegen. Es hat mich ergriffen, und meine Verlegenheit, meine Aengstlichkeit, wächst mit jeder Sekunde.

Rinaldo. Nicht ängstlich, nicht verlegen! — Wir sprechen uns, als gute Freunde, jetzt — vielleicht zum letztenmal. — Ueberall hin, verfolgt mich mein unglückliches Schicksal. Ich lebe noch, — mir selbst zur Qual und zum Verderben. Für mich blühen in der Welt keine Blumen des Glücks mehr. Zurück will ich in meine Hölen wandern, dort — winken meines Lebens Herrlichkeiten. Es ist kein Glück, der Mann zu seyn, der ich bin!

Laura. Beklagenswerther Mann!

Rinaldo. Lebt wohl!

Leonore. Verlassen wollt Ihr uns?

Rinaldo. Darf ich hier bleiben? Mich sucht ein böses Schicksal allenthalben auf, und nur dort lebt es ruhig mit mir, wo Mord und Schrecken sich um meine

Hölen lagern. — In diesen Hölen darf ich, will ich an Euch denken. Und hört Ihr, vielleicht bald, Rinaldo ist gefallen! so schenkt mir eine Thräne, und wünscht mir Glück, dafs ich gefallen bin.

Leonore. O Gott! und Rinaldini konnte ein Räuber werden?

Rinaldo. Wär ich es nicht gewesen, ich würde nicht so sprechen, wie ich sprechen mufs! — Lebt wohl!

Laura. Und mein Gemahl? —

Rinaldo. Ein zweites Rinaldinisches Stückchen werde Euch, damit Ihr, damit die Welt mich kennen lernt: Euer Gemahl ist frei.

Leonore. Mein Bruder?

Laura. Frei?

Rinaldo. Meine Ankunft bei Cinthio giebt ihm die Freiheit. Ich gebe Euch mein Wort. Man weifs, dafs ich mein Wort nicht breche.

Leonore. Grofsmüthiger Mann! Und Ihr geht zu Räubern zurück?

Rinaldo. Es bleibt mir keine Wahl.

Leonore. Grausames Geschick!

Rinaldo. Es fordert sein Opfer. Ich selbst gebe es ihm.

Lodoviko sprengte in den Schlofshof mit einem ledigen, gesattelten, schönen Pferde. — Rinaldo ergriff Leonorens Hand; er drückte sie mit einem tiefen Seufzer. Laura nahm seine Linke. Thränen standen in aller Augen. — Er machte schnell sich los, wollte seine Arme öffnen, lies sie sinken, und eilte aus dem Zimmer.

„Zu Rosse! Zu Rosse! — rief er Lodoviko zu, warf sich aufs Rofs, und jagte schnell zum Schlosse hinaus, davon; ihm nach Lodoviko.

„Ist es doch — sagte Lodoviko, als endlich Rinaldo sein ermattetes Pferd anhielt; — als wollten wir die ewige Ruhe erreiten, so jagen wir darauf los! Die armen Pferde haben es empfunden! — Hauptmann! Mir kam es vor, als flögen Euch ein paar schöne Augen - Sterne nach, voran und zur Seite. Ein Zwillingsschein, so wie die Schiffenden ihn sehen! Nur scheinen diese Sterne immer eher vom Hafen entfernt, als demselben nahe zu seyn!“

Rinaldo, ohne sich auf Lodoviko's Bemerkungen einzulassen, sagte:

„Wie es scheint, Lodoviko! bist du immer noch eben so wie sonst, bei guter Laune.“

„So lange es nur angehen will, — erwiederte dieser; — werde ich dabei bleiben. Gute Laune ist eine herrliche Freundin, eine scharmante Gebieterin, kurz, das liebenswürdigste Weib aller Weiber in der Welt; und ich, — wechsle nicht gern.

Was ich habe, behalte ich, so lange es mich behält. Geht mir es denn mit unserm Gewerbe anders, als mit der guten Laune? — Ich habe beiher schon mit mancherlei mich beschäftiget, aber, — das weifs der Himmel! das alte Wesen zieht mich doch immer wieder an sich, und mir gefällt's nirgends, als da, wo es mir doch, — nicht gefallen sollte, wär's auch nur um meines Leibes willen."

„Um deines Leibes willen?"

„Nun? — Ich möchte ihn doch gern bei mir behalten. — Wie viele meiner Kammeraden müssen ihre Leiber nicht auf Rädern, und an dreibeinichten Obelisken zusammen suchen! — Ich weifs nicht, wie es kömmt, dafs man sich an etwas gewöhnen kann, das doch nie als Gewohnheit respektirt wird."

Rinaldo schwieg. Langsam ritten sie weiter. — Gegen Mittag waren sie einem Dorfe nahe, auf welches zugeritten werden

sollte. Lodoviko bat, rechts, feldein, nach dem Forste zu, zu reiten.

„Dort, sagte er; — treffen wir Leute von uns an, und im Dorfe liegen Soldaten.“

Kaum hatte er dies gesagt, als queerfeldein eine Reuter-Patrouille auf sie zu sprengte.

„Alle Wetter! — schrie Lodoviko; — da kommen Dragoner!“

„Ruhig! — sagte Rinaldo; — Ich will schon mit den Dragonern fertig werden.“

Lodoviko murmelte etwas in den Bart, und die Dragoner hielten an. Rinaldo ritt auf sie zu, grüßte, und wollte vorüber, als der Wachtmeister ihm ein:

„Haltet an!“

entgegen rief.

„Was giebt es?“ — fragte Rinaldo.

Wachtmeister. Es giebt hier herum mancherlei, was es nicht geben sollte.

Rinaldo. Wie so?

Wachtmeister. Umsonst patrouilliren wir nicht herum.

Rinaldo. Das läſst sich denken!

Wachtmeister. Vor allen Dingen, die Pässe aufgezeigt!

Rinaldo. Ich?

Wachtmeister. Beide.

Rinaldo. Ich und mein Diener?

Wachtmeister. Beide; wie gesagt!

Rinaldo. Und wenn wir keine haben?

Wachtmeister. Zum Offizier, in's Quartier!

Rinaldo. Auch das nicht!

Wachtmeister. Was?

Rinaldo. Ihr, drei Mann, wir, zwei.

Wachtmeister. Nun? Da meint der Herr doch nicht etwa gar —

Rinaldo. Was ich meine, davon kann nicht die Rede seyn, sondern davon, was ich will.

Wachtmeister. So? — Und was will denn der Herr?

Rinaldo. Daſs man mich ungestöhrt meines Wegs reiten lassen soll. — Wofür hält der Herr Wachtmeister mich? Bin ich ihm verdächtig?

Wachtmeister. Meine Ordre lautet: Wer keinen Paſs hat, wird angehalten, und zum kommandirendem Offizier gebracht.

Rinaldo. Wär es denn nicht möglich, daſs ein verdächtiger Mensch dennoch einen Paſs vorzeigen könnte, indeſs ein ehrlicher Mann keinen hätte?

Wachtmeister. Das wär gar wohl möglich; aber — meine Ordre ist klar und deutlich, und der Soldat kann und darf nicht distinguiren; Er parirt, befolgt seine

Ordre,

Ordre, und bekümmert sich um weiter nichts.

Rinaldo. Liegt Graf Lentini in jenem Dorfe?

Wachtmeister. Ach Gott! Unser braver Graf Lentini, ist in des elementischen Cinthio's Händen. — Das ganze Korps wird jetzt von seinem Nachfolger, dem Obristen Tornano kommandirt. — Der Cinthio ist ein verfluchter Kerl! ·

Rinaldo. Und Rinaldini ist auch wieder auf dem Platze.

Wachtmeister. Rinaldini? — Wo käm denn der her?

Rinaldo. Ueber's Meer.

Wachtmeister. Da müfste der Teufel drinnen sitzen! — Das kann ich nicht glauben.

Rinaldo. Auf's Wort! — Hier, — sieht der Herr Wachtmeister? — ist eine seiner gewöhnlichen Sicherheitskarten: Viaggio segnro Rinaldini. — Er soll

dergleichen auch wohl sogar feindlichen Patrouillen geben, wenn er eben dazu aufgelegt ist.

Der Wachtmeister sah ihm mit grofsen Augen an, und brach endlich aus:

„Wie? — Was? — Patrouillen? Soldaten? Sicherheits-Karten? Da müfste ja das Wetter drein schlagen! — Wenn z. B. das mir geschäh —“

„Könnte das nicht seyn?“ — fragte Rinaldo.

„Nein! — schrie der Wachtmeister. — Ich würde mich eher niederhauen lassen, als dafs ich eine solche Erbarmungskarte annähm. Dies könnte nie der Fall seyn!“

„Er ist es! — Will der Herr Wachtmeister die Karte behalten?“

„Wie? — Was?“

„Ich bin Rinaldini.“

„Ja! — schrie einer von den Dragonern, indem er ihm zusprengte; — du bist mein grofser Hauptmann Rinaldini! Unter

dir habe ich in Kalabrien gedient, und mit Leib und Seele eile ich dir wieder zu! — Ah! wer einmal von einem solchen Manne, wie du einer bist, kommandirt wurde, der läſst sich nicht mehr von einem Wachtmeister kommandiren, wenn er seinen alten Chef wieder findet."

„Willkommen Ttolomeo! — sagte Rinaldo; — Ich kenne dich wohl noch. Du hast mit mir bei S. Lucito gefochten, und bei Lunaro warst du auch mit. — Willkommen!"

Der Wachtmeister wuſste nicht, was er thun sollte. Rinaldo rief ihm zu:

„Behaltet die Karte, sie könnte Euch vielleicht gute Dienste thun. In wenig Minuten wird jenes Dorf von meinen Leuten allarmirt werden."

Damit ritt er davon. Ttolomeo und Lodoviko folgten ihm. — Der Wachtmeister ausser sich, griff nach den Pistolen. Lodoviko schoſs, ehe er gespannt

hatte, und der Wachtmeister war verwundet.

„Mord und Wetter! — sagte Lodoviko; — Hauptmann! du hast eine Gegenwart des Geistes, die dir ganz allein eigen ist. Das kann Cinthio nicht! — Glück hast du auch, wie keiner es hat, das ist nicht zu läugnen, aber die Augenblicke kannst du fassen, wie keiner sie faſst! Das ist es eben, was dich so groſs macht!“

„Ja! bei'm Teufel! — fiel Ttolomeo ein; — Für einen solchen Mann, läſst man sich mit Vergnügen todt schlagen!“

„Viva Rinaldini!“ — schrie Lodoviko.

„Aber — fuhr Ttolomeo fort; — Cinthio wird sehr in's Gedränge kommen.

Morgen rücken 600 Mann Soldaten, und 800 Mann Miliz gegen ihn an. — Er mufs Wind davon haben; denn diesen Morgen, hat er sich eilig in die Berge zurückgezogen. — Und, wie wollen wir nun zu ihm kommen?"

„Ttolomeo! — sagte Rinaldo; — du mufst uns von jetzt an, als eine Salvegarde gelten. — Ich bin ein Reisender; dich hat man mir zur Sicherheit mitgegeben; so sagst du, wenn wir wieder auf eine Patrouille stofsen sollten, und bleibst in deinem Dragoner-Ornat."

„Sieh! — lispelte Lodoviko Ttolomeo zu; — So weifs ein kluger Kopf jeden Umstand für sich und zu seinem Vortheil zu benutzen."

Der Forst wurde erreicht. Lodoviko suchte ein ihm bekanntes Plätzchen auf, und scharrte versteckten Proviant und Wein aus der Erde.

„Dafs Cinthio — sagte er; — hier nicht einmal einen Vorposten zurückgelassen hat, das ist ein Beweifs, dafs er sich sehr weit zurückgezogen haben mufs, und dafs er Wind von dem General - Angriffe hat. Sicher ist er über den Grango gegangen, und zieht sich in seine haltbarsten Plätze, in die Berge bei Rocella und S. Domenicho, zurück. Dort haben wir einmal lange gesteckt, bis uns der Mangel an Proviant endlich aus den Löchern trieb. Damals wurden uns aber die Köpfe tüchtig gewaschen, und ich bekam auch einen Zirkumflex, der mir lange genug besalbt, beölt und beschmiert wurde."

Rinaldo sann nach. Endlich sagte er:

„Gehen wir auf Rocella oder S. Domenicho zu, so sind wir in Gefahr der

Miliz in die Hände zu gerathen. Rücken die Soldaten vor, so wird's uns im Rükken leer, und rückwärts gehen wir dann sicherer als vorwärts. Dennoch möchte ich gern mit Cinthio sprechen, ihn zur Loslassung des Grafen Lentini zu bewegen. Doch sehe ich auch ein, daſs er jetzt, da er im Gedränge ist, ihn als Geissel recht wohl wird brauchen können. — Ich weiſs also noch nicht recht, wozu ich mich entschlieſsen soll."

„Hauptmann! — begann Trolomeo; — Ich will dir einen Vorschlag thun."

„Laſs ihn hören!"

„Wie wär's, wenn du mich an Cinthio mit mündlichen Aufträgen abschicktest; denn etwas Schriftliches von dir, bei mir zu haben, das möchte wohl nicht gut seyn. — Ich gelte für eine Ordonanz, und so komme ich sicher durch die Milizen. Die Gräfin Lentini will ihren Gemahl aus-

lösen, sie handelt, und schickt mich an Cinthio. Mit dieser Lüge komme ich bis zu ihm."

„Dein Vorschlag läſst sich hören! Er ist gut, klug, und wahrscheinlich ist es, daſs du deinen Zweck erreichst."

Darüber wurde mehr gesprochen. Tolomeo wurde genau instruirt, und machte sich auf den Weg. — Rinaldo nahm Lodoviko's Rath an, im Walde zu übernachten.

„Wir haben in diesem Forste eine unterirrdische Höle, sagte er; — die oft, wenn die Noth groſs war, unserer zwölf bis sechszehn Mann aufgenommen hat. Freilich logirten wir ein wenig enge, aber dennoch sicher."

„Diese Höle, — fiel Rinaldo ein; — laſs uns aufsuchen!"

Sie nahmen die Pferde bei den Zügeln, und wanderten auf die Höle zu.

Lodoviko trat auf die verborgene Feder, der mit Rasen belegten Fallthür der Höle. Sie gab nicht nach.

„Wetter! — rief er aus; — die Feder giebt nicht nach. Es sind Menschen in der Höle. — Es müssen welche von den Unserigen seyn.“

Er legte sich auf die Erde, drückte das Ohr fest an den Boden, und sagte:

„Ja, ja! In der Höle stecken Menschen.“

Darauf legte er sich an eine Fichte, zog den Dolch, und gab das klingende Waldsignal, auf eine unter der Bande verabredete Art.

Die Fallthür wurde gelüftet, und eine Stimme fragte heraus:

„Wo wird getanzt, gekocht und getrunken?“

Lodoviko antwortete schnell:

„Wir tanzen auf dem Schlosse, ko-

chen auf dem Kirchplatze, und trinken im Kämmerlein bei der Mutter Eva.“

Dies waren Fragen und Antworten; an denen man sich erkannte.

Die Fallthür hob sich, und eine Stimme rief:

„Willkommen Lodoviko!“

„Wie, zum Teufel! — fragte dieser; — kommt ihr denn in die Spelunke, da Cinthio sich zurückgezogen hat? Wer steckt denn drunten?“

„Wir sind, — war die Antwort; — verwundet zurück geblieben. Klaudiano und ich. Dazu haben wir noch die beiden Mädchen Loretta und Melissa bei uns, die mit wunden Füssen den Retirirenden nicht schnell genug folgen konnten.“

„Gut! — fiel Lodoviko ein. — So finden wir noch Platz.“

„Wie viel Köpfe?“

„Zwei Menschen- und zwei Pferdeköpfe. — Es haben einmal vier Rosse mit unten gesteckt.“

„Wer ist bei dir?“

„Cinthio's bester Freund.“

Die Thür wurde gehoben, die Pferde wurden den schräg hinablaufenden Weg hinunter geführt, und die Ritter folgten.

Alle hatten nun in der Höle ihre bestimmten Plätze, und die Hölenbewohner erfuhren, wer unter ihnen war. Staunend schwiegen sie, und küſsten dem vornehmen Gaste die Hände. Er streckte sich auf das beste vorhandene Lager, und — machte Grillen. Alle schwiegen. — Er unterbrach diese Stille:

„Mädchen! — Ihr habt Guitarren, wie ich sehe, spielt und singt mir etwas vor.“

Die Mädchen ergriffen die Guitarren, spielten und sangen.

Wechselgesang.

Loretta.

Wenn die Vöglein traulich scherzen,
In dem neu begrünten Hain,
Steigt es mir so froh zu Herzen,
Wünsch' ein Vöglein ich zu seyn!

Melissa.

Wenn die frohen Lämmer spielen
In dem bunten Wiesenklee,
Wünsch' ich, so wie sie, zu fühlen,
Wird mir's ach! so wohl, so weh!

Loretta.

O! wer sagt mir, was ich fühle?
Was mich froh und glücklich macht?

Melissa.

Das sind, Liebe! die Gefühle,
Deiner sanften Zaubermacht.

Beide.

Ja! das ist es, was ich fühle,
Was mich froh und traurig macht.
Es sind, Liebe! die Gefühle
Deiner sanften Zaubermacht.

„O! ihr armen Mädchen! sagte Rinaldo. — Werdet ihr je wirklich fühlen, wie glücklich Liebe macht? In Hölen und

Wälder versteckt, zieht nie euch der Liebe sanfte Zaubermacht an das freundliche Tageslicht. — Wo seyd ihr geboren?“

Melissa. Ich bin in Kalabrien, in einer Höle geboren worden.

Loretta. Jch in Sizilien, im Walde. Wir wurden beide in diesem Hölenleben geboren, unter den Leuten, bei denen wir leben.

Rinaldo. Und es gefällt euch unter ihnen?

Loretta. O ja!

Rinaldo. Dann freilich darf ich euch nicht beklagen!

Loretta. War denn Rosa auch zu beklagen, als sie bei ihrem Rinaldo in Hölen und Forsten, liebevoll weilte?

Rinaldo. Rosa war ein gutes Mädchen! Ich beweinte ihren Tod, aber um ihr Leben konnte ich sie nie beneiden.

Loretta. Liebte sie nicht?

Rinaldo. Ist die Liebende beneidenswerth?

Loretta. Sie ist glücklich.

Rinaldo. Bist du es?

Loretta. Ich war es.

Rinaldo. Und dein Glück hat dich verlassen?

Loretta. Mein Geliebter fiel vor sechs Wochen in die Hände der Miliz, und —

Rinaldo. — hängt jetzt?

Loretta. Vermuthlich, denn er war ein sehr verwegener Bursch, und hatte schon manchem Soldaten den Rest gegeben. O! er war ein rechter Kerl!

Rinaldo. Du verdienst die Braut eines Räubers zu seyn!

Loretta. Rosa war doch glücklicher als ich, denn sie wurde von dem berühmtesten aller Räuber geliebt.

Rinaldo. Du bist ruhmsüchtig?

Loretta. Warum sollte ich es nicht seyn? Da ich glaubte, Rinaldini sey todt, wünschte ich mir immer von Cinthio geliebt zu werden, nun aber habe ich diesen Wunsch aufgegeben.

Rinaldo. Und wünschest, von mir geliebt zu werden?

Loretta. Darf ich nicht wünschen, was Rosa, was, wie man erzählt, Dianora, Olimpia und andere Weiber wünschten?

Rinaldo. Deine Aufrichtigkeit gefällt mir!

Loretta. Sie ist das Beste an mir.

Rinaldo. Und Melissa?

Loretta. Denkt, darauf wette ich, eben so, wie ich denke, — aber — sie hat noch keinen Liebeshandel gehabt, so viel man weiſs.

Lodoviko. Ihr Stündlein wird schon auch noch schlagen!

Rinaldo. Ich beklage euch, ihr guten Mädchen! Euch fiel ein so zweideuti-

ges

ges Loos des Glücks, daſs selbst die Erfüllung eurer Wünsche, schwerlich ein Glück zu nennen ist.

Loretta. Man sagt, — verzeihe mir, Hauptmann! es noch zu sagen; — du seyst immer ein wenig gar zu düster gewesen, unzufrieden mit deiner Lage, und miſsmuthig.

Rinaldo. Wer könnte auch in Hölen fröhlich seyn?

Loretta. Ich bin es oft gewesen.

Melissa. Ich habe blos der Nothwendigkeit nachgegeben, und habe gedacht, wie es ist, willst du es nehmen, weil du es so nehmen muſst.

Rinaldo. Bei euch steht's dennoch, eurer jetzigen Lage aus dem Wege zu gehen; und dazu wollte ich euch rathen. Denn gesetzt, ihr fallt der Gerechtigkeit in die Hände, so seyd ihr verloren, ohne etwas gethan zu haben. Genug, daſs sie euch in einer Gesellschaft antrifft, die in

schlechtem Kredit steht. — Ich biete euch die Hände, euerm Unglück zu entgehen. Ein Brief von mir an die Gräfinnen Lentini soll euch in Dienste bringen, und dann — könnt ihr doch wenigstens ruhig und über der Erde schlafen.

Klaudiano, der indessen einen Gang vor die Höle gemacht hatte, kam jetzt zurück, und meldete, er habe Pferde wiehern, und viele Menschen sprechen hören. Sicher werde der Forst durchstreift. — Sogleich wurden starke Balken unter die Fallthür gerammelt, und die Gewehre wurden untersucht.

Gegen Abend schlich Lodoviko sich in's Freie, und brachte eine gefundene Brieftasche mit. Man fand eine Militair-Ordre darinne, gegen S. Domenicho vorzurücken.

„Nun halte dich gut, braver Cinthio! — rief Lodoviko aus; — und wehre dich männlich!

Gegen Morgen rekognoszirte Lodoviko, indem Rinaldo den beiden Mädchen einen Brief an die Gräfinnen schrieb. — Als Lodoviko zurückkam, wurde der Abzug aus der Höle beschlossen. Rinaldo beschenkte die Mädchen, und ritt mit Lodoviko davon.

Im freien Felde wurde an einer Quelle, unter Pappeln, Mittag gehalten. Rinaldo warf sich von einer Seite auf die andere, und wurde endlich laut.

„Lodoviko! — sagte er; — Ich habe mancherlei hin und her überlegt, und meine Lage auf alle Seiten gewendet. Eine gute Seite will durchaus nicht zum Vorschein kommen.“

„Bei mir auch nicht!“

„Endlich — habe ich beschlossen, es darauf ankommen zu lassen, ob uns das Glück wieder in die Welt, und durch die Welt helfen will.“

„Vielleicht! — Das Glück ist eine Donna, und mit den Weibern ist es Euch ja immer gut gegangen. Laſst sehen, was Donna Fortuna für uns thun wird, und laſst hören, was Ihr zu thun beschlossen habt. Wollen wir wieder in die Welt, nun gut! hier ist ein kleiner Vorrath von falschen Bärten und Nasen. Wie so man-

chen wird ein honestamentum faciei dieser Art angedreht, oder von ihm andern angesetzt, und er geht seines Weges. Non cuique datum est, habere nasum! Wir, haben welche. — In der Gesichtsmahlerei habe ich etwas gethan. Ein paar Striche, und der Mund sitzt mir krumm in der Larve; einige Punkte und ein Auge steht hoch, das andere tief. Ich kann mich alt und jung mahlen, trotz dem geübtesten Schauspieler! — Wie soll es also werden?"

„Wir gehen nach Palermo."

„Gut! — In dem dortigen Gedränge verlieren wir uns leicht. Die Schutzpatronin von Palermo, die heilige Rosalie, ist ja auch eine Dame, und die Rosalien, — sind Euch nicht ungünstig. Dieser Umstand scheint mir schon von guter Vorbedeutung zu seyn, und er bleibe es! — Also, frisch nach Palermo!"

„Von dort, zu Schiffe, nach Kalabrien.

— Das müssen wir wagen! — In den Gebirgen, liegen meine Schätze vergraben.“

„Diese heben wir!“

„Und damit, — in die Welt.“

„Ich wollte, die Schätze wären schon in unserer Gewalt, und wir wollten dann leicht in die Welt kommen.“

„So schwer, wie möglich!“

„Gut! — — Nun wollte ich, wir wären vor der Hand schon in Palermo. — Wollen wir Palermo erreiten, oder erwandern? — Wir haben bis dorthin noch eine artige Tour!“

Noch sprachen sie, als aus dem naheliegenden Walde ein Trupp Reiter hervorbrach.

„O! heilige Rosalie!“ — rette uns, schrie Lodoviko.

„Lafs dir, — sagte Rinaldo; — nur nicht an's Gewehr kommen, und beobachte meine Mienen und Zeichen genau.“

Sie sprangen auf, und warfen sich auf

die Pferde. — Die Reiter hielten. Der Offizier ritt hervor. Er wollte sprechen. Rinaldo kam ihm zuvor,

„Mein Herr Offizier! Ihr befreit mich aus einer grofsen Verlegenheit. Diesen Morgen entging ich einem Trupp Beutelschneidern, mit genauer Noth, durch die Schnelligkeit meines Pferdes. Einige Kugeln flogen an mir vorbei, und meines Dieners Mantel wurde durchlöchert. — Hier ruhten wir aus, und überlegten, welche Strafse wir einschlagen wollten, denn der Berg vor uns, scheint nicht ohne Hölen und Schlupflöcher zu seyn. Unter Euerm Schutze haben wir nichts zu fürchten. Vielleicht gehört Euch, oder einem Eurer Bekannten, diese Brieftasche, die verloren unter diesen Bäumen lag. Dagegen aber bitte ich, wenn einer Eurer Leute etwa die meinige auf dem Wege gefunden haben sollte, mir dieselbe aus; ich habe sie im Fliehen verloren.“

Der Offizier fragte seine Reiter: Ob einer eine Brieftasche gefunden habe? Alle verneinten es.

„Wifst Ihr — fragte der Offizier; — dafs sich ein Rinaldini wieder sehen läfst?“

„Hier?“

„Hier. — Es sey nun ein falscher, oder der wahre Rinaldini, genug er hat sich so genannt, wie eine Patrouille aussagt, von der der eine Reiter, als einer seiner alten Spiefsgesellen, zu ihm übergeritten ist, und dadurch seine Uebermacht über die Patrouille, vermehrt hat.“

„Sonderbar!“

„Er hat ein grünes Kleid und einen rothen Mantel getragen, wie Ihr tragt, hat einen Fuchs geritten, wie Ihr reitet, und sein Diener war der Beschreibung nach, eben so gekleidet, wie der Eurige, ritt auch einen Rappen, wie dieser.“

„Ein für mich sehr ungünstiger Zufall!“

„Gewiſs!“

„Ich sehe ein — daſs ich Euch überzeugen muſs, daſs ich der Ritter de la Cintra bin. Da ich mein Portefeuille verloren habe, so muſs ich Personen stellen, die mich kennen. Ich muſs Euch also dringend bitten, mich auf das Schloſs der Gräfin Lentini zurückzuführen, woher ich komme, und die mich kennt.“

„Die Gräfin Lentini ist durch ihren Gemahl, mir verwandt. Ich nehme keinen Anstand, ihr Zeugniſs zu respektiren.“

Dahin kam es. — Den folgenden Morgen erreichten sie das Schloſs.

Der Offizier lies die Reiter zurück, und ritt mit Rinaldo und Lodoviko ein.

Die Gräfinnen erbebten, und Leonore verschloſs sich in ihr Zimmer.

„Meine schöne Kousine! — sagte der Offizier; — Ihr werdet gebeten, uns beide aus einer Verlegenheit zu reiſsen.“

Rinaldo trug die Sache vor. — Laura schien sich zu fassen.

„Ich muſs, — sagte sie; — bekennen, daſs ich diesen Herrn schon längst als Ritter de la Cintra kenne."

Der Offizier empfahl sich, und sprengte mit seinen Reitern davon.

Leonore kam herbei. Sie erfuhr den Vorgang, und nahm schweigend auf einem Sopha Platz.

Laura. Ich war Euch schuldig, was ich jetzt abgezahlt habe.

Rinaldo. Grofsmüthige Freundin!

Laura. Ich weifs und erkenne dankbar, dafs Ihr einst mir und meinem Vater das Leben gerettet habt. — Dafs ich nun in Verlegenheit kommen kann, fühlt Ihr.

Rinaldo. Ich fühle es!

Leonore. Welche schwere Verantwortung!

Rinaldo. Sie ist sehr grofs!

Laura. Unglücklicher Mann! wie unglücklich machst du alle, die dich auch nur kennen!

Rinaldo. Seht, das ist es, was meinen Entschlufs bekräftiget! — Durch mich soll niemand wieder in Verlegenheit kommen. Es ist einmal Zeit, zu enden!

Als er das sagte, zog er ein Pistol aus der Tasche, und fuhr rasch damit nach dem Munde. Leonore sprang schnell

auf, entriſs ihm das Pistol, schleuderte es in eine Ecke, und fragte:

„Wiſst Ihr, was Ihr uns schuldig seyd?“ Laura sank mit dem Ausruf: „O Rinaldo!“ — auf ein Sopha.

Rinaldo hob seine Blicke, sein Auge fiel auf Leonorens zürnendes Auge, er bedeckte sein Gesicht mit den Händen, stürzte auf ein Sopha, und schrie mit dumpfer Stimme:

„Unglücklicher! wie unglücklich bist du!“

Leonore ging zu ihrer Schwägerin. Tiefaufseufzend erhob sich diese, und mit gepreſster Stimme rief sie:

„Meine Rechnung habe ich, — ach Gott! — wie redlich! bezahlt. — Wir dürfen und können uns nun nie wieder sehen, Herr Ritter!“

Ein Bedienter stürzte mit dem Ausrufe: „Der Herr Graf!“ — in's Zimmer.

„Mein Gemahl?“ — schrie Laura.

„Er selbst!“ — sagte der Graf, indem er sie in seine Arme schloſs.

Weinend fiel sie ihn an den Busen, und stammelte:

„O! heiliger Gott!“

Graf. Was ist dir?

Laura. Ach! mein Gemahl!

Graf. Leonore! — Was ist meiner Laura?

Leonore. Mich frage nicht. Von mir erwarte keine Antwort.

Graf. Was ist das?

Leonore. Ich stehe hier, wie vernichtet, glaube zu träumen, und kämpfe dennoch mit einer schrecklichen Wirklichkeit!

Graf. Was ist hier vorgegangen?

Laura. O! jetzt nur keine Antwort auf diese Frage!

Graf. Wie verlegen macht ihr mich!

Leonore. O! wie sehr sind wir es!

Graf. Ich begreife nicht —

Rinaldo. Ich will es lösen, das Räthsel, das sich —

Leonore. Schweigt!

Graf. Mein Herr!

Rinaldo. Laſst mich sprechen!

Leonore. Nicht jetzt!

Graf. Euer Name?

Rinaldo. Rinaldini.

Laura. Gerechter Gott!

Leonore. Ewiger Himmel!

Graf. Rinaldini? —

Rinaldo. Der bin ich.

Leonore. Er ist wahnsinnig!

Rinaldo. Wie edel! — O Gräfin! Ihr habt Euch verrechnet! Ihr sollt mir nicht zum zweitenmal das Leben retten. — Graf! Ich fordere Euch auf, bei Gewissen und Pflicht, mich nicht entfliehen zu las-

sen. Ich bin und bleibe in Eurer Gewalt.

Graf. Und ich, in der Eurigen.

Leonore. Bruder!

Rinaldo. Graf!

Laura. Was sagst du?

Graf. Ich war in Cinthio's Gewalt. Auf 3000 Stück Dukaten war mein Lösegeld bestimmt.

Leonore. Wir wufsten sie nicht herbei zu schaffen!

Graf. Das fürchtete ich selbst! — „Graf! sagte Cinthio, als ich mich mit Sorgen quälte; Ihr seyd frei; frei ohne Lösegeld.“ — Ich staunte. „Wer hat für mich bezahlt?“ — fragte ich. „Rinaldini;“ war die Antwort. — Rinaldini? — „Er hat auf Euerm Schlosse übernachtet, und zahlt seine Zeche mit 3000 Stück Dukaten. Bald hoffe ich ihn wieder zu sehen, und Euere Güther sind ihm und mir

empfohlen." — Ich bin frei, hier, und — Rinaldini ist mein Retter!

Rinaldo. Wehe mir! — Wehe Euch, dafs ich es bin! Welcher Rechenschaft unterwerft Ihr Euch!

Er stürzte, als er dieses sagte, aus dem Zimmer in die Gallerie, hinweg über diese, und hinab in den Garten. Leonore folgte ihm nach. Er hörte sie nicht ihm nachkommen. In einer Laube erreichte sie ihn, und fafste ihn, und forderte ihm sein Gewehr ab.

„O Leonore! Wie grausam seyd Ihr!"

„Euer Gewehr!"

„Lafst doch den Unglücklichen sterben!"

„Ich fordere Euer Gewehr! Hier, bei uns, sollt Ihr nicht sterben."

„Nein! — sagte befehlend, eine starke Stimme; — hier, sollst du nicht sterben!"

Verle-

Verlegen trat Leonore zurück, Rinaldo trat aus der Laube. Ein Mann warf den Mantel ab, und vor ihm stand der Alte von Fronteja.

„Wie? — fragte Rinaldo bestürzt; — Bist du auch hier bekannt?“

„Dem Menschen, — antwortete jener; — gehört die Welt, und in diesem seinem Eigenthum mufs er allenthalben bekannt, nirgends darf er unbekannt seyn.“

Jetzt trat der Graf in den Garten. Der Alte ging ihm entgegen, ergriff seine Hand, und schüttelte sie traulich, so, wie man einem alten Bekannten die Hand schüttelt. Sie umarmten und küfsten sich, und verliefsen Hand in Hand, den Garten.

Rinaldo sah Leonoren bedeutend an, und fragte:

„Kennt Ihr diesen Mann auch?“

„Der Bruder kennt ihn; — sagte Leonore. — Ich weifs nicht, wer er ist. Wir nennen ihn nur den Unbekannten Alten,

und mein Bruder nennt ihn Nikanor. Nie hat er uns gesagt, wer er ist, was er hier will, und fragten wir darum, so gab er uns keine Antwort. — Ihr aber scheint ihn ja auch zu kennen!"

„Ich kenne ihn; dennoch aber weiſs ich nicht, wer er ist."

Der Graf verlies den Garten, der Alte kam wieder auf die Laube zu.

„Schöne Gräfin! — sagte er sehr freundlich; — Diesen Unglücklichen erbitte ich mir auf einige Minuten!"

Leonore verneigte sich, und verlies den Garten. — Der Alte setzte sich, und das Gespräch begann.

„Ermorden also, wolltest du dich?"

„O! hätte ich es doch schon längst gethan!"

„Der Mensch hat freien Willen, und sein Leben steht in seiner Gewalt. Darüber kannst du im Seneka und Cicero gar viel, pro und contra lesen. Bürden legt

man ab, und was drückt, wirft man hinter sich. Indessen bei dem Selbstmorde ist doch noch immer eine Art von Feigheit mit im Spiele. Wer Muth hat, seinem Schicksal die Stirn zu bieten, der liegt im Kampf nicht so leicht unter, als der Verzagte."

„Wie stirbt man ehrenvoller, durch eigene, oder durch Henkers Hand?"

„So wie in der Welt die Begriffe einmal koursiren, so ist die eigene Hand, der Hand des Henkers vorzuziehen. Indessen — bis die letztere uns erreicht, hat man Zeit, zur eigenen Hand zu greifen. — Du wolltest nur in schöne Hände fallen! darum —"

„Keinen Spott!"

„Spott?"

„Keinen Scherz! — Meine Lage ist zu ernsthaft."

„Und eben deswegen kann ein kleiner Scherz —"

„Ach! keinen Scherz!“

„Nun also, ernstlich! Wunderst du dich nicht, mich hier zu sehen?“

„Ich beneidete dich schon um das Glück, den Tod in den Wellen gefunden zu haben!“

„Ich beneide keinen Menschen darum! — Den Wellen entronnen, sehe ich dich wieder, und sehe — noch mehr als das, — alles wieder, was schön, was sehenswürdig ist.“ —

„Du kennst Lentini?“

„Wie du sahst.“

„Woher?“

„Er ist ein Freund, auch deines Freundes, des Marchese Germano, und der meinige. Darum hatte er auch nichts von Cinthio zu fürchten.“

„Wie? — Ihr alle steht noch immer mit einander in Verbindung?“

„Wir alle.“

„Habt ihr noch immer nicht die Expedition nach Korsika aufgegeben?“

„Nicht ganz. — Vielleicht gelingt uns bald ein kühner Streich.“

„Gegen Korsika?“

„Gegen Korsika, oder gegen — sonst einen Welttheil.“

„Du lebst von Planen!“

„Für dieselben.“

„Glück zu!“

„Für mich und dich! — — Jetzt einige Worte an dich. — Du bist so unbedachtsam gewesen, dich und deinen Namen selbst wieder zu promulgiren, — was ein wenig unklug war! — und man ist dir überall auf dem Nacken. — Das taugt nichts! — Du mufst wieder verschwinden, du mufst versteckt werden, bis der Sturm vorüber ist.“

„Wohin?“

„In diesem Schlosse kann man dich

nicht lassen, ob du gleich vielleicht gern hier bliebst."

„Gleich viel!"

„Hm! — Du hast doch einmal hier Bekanntschaft."

„Mich darf kein rechtlicher Mensch kennen."

„Oho!"

„Wenigstens darf er es nicht sagen."

„Bin ich kein rechtlicher Mann?"

„Ich muſs es dir sehr verdenken, daſs du dich meiner Bekanntschaft freuen kannst!"

„Ich nicht. — Doch wieder auf unsere Angelegenheit zu kommen! — Gegen Abend wird ein Mann kommen, der dir diesen Ring, den ich hier an diesem Finger trage, übergiebt. Diesem folge. Die Nacht ist schön und mondenhell. Ihr reitet die Nacht hindurch, und gegen Morgen seyd ihr an Ort und Stelle."

„Wo?“

„An einem Schlosse, wo man euch einlassen wird, und wo du sicher bist.“

Rinaldo wollte sprechen. Der Alte stand auf, drückte ihm die Hand, sagte:

„Wir sehen uns bald wieder!“ und ging schnell davon.

Leonore kam nach einiger Zeit in den Garten zurück, und fand Rinaldo nachdenkend, in der Laube. — Sie nahte sich ihm. —

„Mein Bruder, — sagte sie; — ist mit Nikanor weggefahren. Meine Schwägerin wünscht Euch zu sprechen.“

Sie gingen in's Schloſs zurück. Laura fragte nach den Alten, konnte sich ihres Gemahls Verbindung mit ihm nicht erklären, und erhielt von Rinaldo auch darüber keine Aufklärung.

Gegend Abend kam der Ueberbringer des Ringes von dem Alten, und Rinaldo schickte sich zur Abreise an. Er nahm Abschied. Von Leonoren begehrte er ein Andenken. Sie gab ihm eine Busenschleife. Er schob ihr schnell einen Ring an den Finger, eilte die Treppe hinab, und schwang sich aufs Roſs. Vergebens rief Leonore ihm nach. Er sprengte zum Schloſshofe hinaus,

begleitet von seinem Führer und von Lodoviko.

Sie ritten bei Mondenschein, die ganze Nacht hindurch, bis an den folgenden Morgen.

Auf einem Felsen lag ein altes, kleines Schloſs, zur Vertheidigung wohl versehen. Dieses wurde erreicht. — Der Führer gab ein Signal. Die Zugbrücke fiel. Sie ritten ein. Hier nannte sich Rinaldo's Führer, als Kastellan des Schlosses, und führte ihn herum, sich selbst Zimmer zu seinem Aufenthalt zu wählen. — Er wählte, und fragte:

„Wo bin ich?“

„Auf dem Schlosse meiner gnädigen Frau;“ — antwortete Toronero, der Kastellan.

„Sie heiſst?“

„Wiſst Ihr das nicht?“

„Ich weiſs nicht, wo ich bin, warum ich hier bin, kenne die Besitzerin dieses

Schlosses nicht, und weiſs nicht, wie sie heiſst.“

„Sie aber, kennt Euch.“

„Mich?“

„Sie hat mit mir selbst von Euch, von dem Ritter de la Cintra, — so heiſst Ihr doch? —“

„So heiſse ich.“

„— gesprochen, ehe ich abreiste.“

„Sie ist hier?“

„Nein. — Als ich abreiste, reiste sie auch ab.“

„Wohin?“

„Das weiſs ich nicht.“

„Sie wird doch wieder kommen?“

„Vermuthlich.“

„Ist sie nicht immer hier?“

„Nur selten, und nie lange.“

„Wie heiſst sie also?“

„Gräfin Ventimiglia.“

„Ventimiglia? — Ich kenne sie nicht; wenigstens, — unter diesem Namen nicht.“

„So weiſs ich nicht — — Doch, es wird sich gewiſs alles aufklären!“

Der Kastellan ging. Lodoviko kam. Er brachte einen Brief von dem Alten. — Rinaldo wurde von ihm gebeten, ihm Lodoviko zuzuschicken, dessen er bedürfe. — Es war ein Bothe da. Rinaldo befahl Lodoviko, bald wieder zu kommen, und dieser versprach es, indem er mit dem Bothen davon ritt.

Der Kastellan, von dem Rinaldo eine Guitarre begehrte, brachte ihm dieselbe, entschuldigte sich zugleich, dafs er überhäufter Geschäfte wegen, nicht immer bei ihm seyn könne, versicherte aber zugleich, seine Schwester Margalisa, werde oft zu ihm kommen, und seine fleifsige Gesellschafterin seyn.

Margalisa, ein ganz artiges, rundes, thätiges Geschöpf, erschien bald, und sagte ganz treuherzig, sie sey da, dem Herrn die Zeit zu vertreiben. — Rinaldo unterhielt sich schäkernd mit ihr. — Er pries die schöne Aussicht.

Sie. O ja! die Aussicht ist schön, die Gegend ist reizend, aber nach und nach wird man sie auch gewohnt, so wie alles, was man täglich sieht, seinen Spiegel nicht ausgenommen.

Er. Und in den Spiegel siehst du wohl gern?

Sie. Täglich, gewöhnlich nur des Morgens, ich müſste mich denn etwa in der Küche schwarz gemacht haben; Sonntags aber, geschiehts mehr als einmal, wenn ich in die Kirche gehe.

Er. Hast du weit in die Kirche zu gehen?

Sie. In einer Stunde bin ich dort. Ich bin aber eine gute Fuſsgängerin, mein Bruder endet den Weg in einer Stunde nicht.

Rinaldo ging im Zimmer auf und ab, und klimperte auf der Guitarre. — Margalisa fragte lächelnd:

„Könnt Ihr auch etwas Hübsches spielen und singen?“

„Willst du etwas hören?“

„O ja! — So etwas höre ich recht gern. — Oder, wollt Ihr etwas Gesungenes von mir hören?“

Er gab ihr die Guitarre, und bat sie, etwas zu singen. Sie spielte und sang.

Romanze.

Am Bache lag's Liebchen
Im lieblichen Traum,
Sein Schlummer war ruhig,
Er athmete kaum.

Da sah ihn das Mädchen;
Sie schlich sich herzu,
Und freute sich innig
Der friedlichen Ruh.

Sie küfste ihm leise
Das zärtliche Licht
Der zitternden Augen;
Er regte sich nicht.

Sie wand seine Locken
Um Finger und Hand,
Und küfste behaglich
Dies ringelnde Band.

Er athmete stärker,
Sein Auge ging auf;
Sie küfste, ihn grüfsend,
Ein Küfschen darauf.

„Was schlummert mein Liebchen
Am rauschenden Bach?
Was küss' ich im Grünen
Den Schlafenden wach?

Im Arme der Liebe
Schläft's Liebchen so weich.
Ach! wechsle, mein Trauter!
Dein Lager doch gleich!"

Rinaldo lobte ihr Spiel und ihren Gesang. Sie dankte, und gab ihm die Guitarre zurück. Dabei fragte sie:

„Werdet Ihr lange hier auf dem Schlosse bleiben?"

Er. Noch weiſs ich das selbst nicht.

Sie. Es lebt sich gar zu einsam, wenn die Frau Gräfin nicht hier ist. Ich, mein Bruder, seine Frau, eine Magd, zwei Kinder, das ist die ganze Schloſsgesellschaft. Da ist ein Tag, wie der andere. Das bischen Arbeit ist bald gethan, und dann —

hat man Langeweile. Es ist etwas verwünschtes, in einem solchen Bergschlosse zu stecken! — Ihr werdet das erfahren. Bleibt Ihr lange hier, so werdet Ihr auch sicher viel Langeweile haben.

Er. Aber, — du bist ja hier.

Sie. Das wird Euch wenig helfen. Wie könnte ich Euch die Langeweile vertreiben?

Er. Du wirst mir mancherlei erzählen.

Sie. Wovon?

Er. Von diesem Schlosse.

Sie. Was?

Er. Allerlei.

Sie: Von dem Schlosse, weiſs ich selbst nicht viel. Mein Bruder aber, mag wohl mehr davon wissen.

Er. Was denn?

Sie. Je nun! dies und jenes. — Unser Schloſs, hat auch seine Heimlichkeiten.

Er.

Er. So?

Sie. Ich kenne sie aber nicht. Und — ich rede auch nicht gern davon.

Er. Warum nicht.

Sie. Weil ich nichts Gewisses davon weiſs.

Er. Ich habe auch mancherlei davon gehört.

Sie. Was denn?

Er. Man sagt, es sey in dem Schlosse nicht recht geheuer.

Margalisa sah sich besorgt um, trat ihm näher, legte ihre Hand auf seine Schulter, blickte ihn gutmüthig an, und sagte:

„Sagt nichts davon!"

Aufmerksam gemacht auf etwas, woran er vorher nicht dachte, nahm Rinaldo eine noch freundlichere Miene an, drückte Margalisen sanft die Hand, und sagte in eben dem Tone, in welchem sie bat:



„Ich weiſs — was ich weiſs!“

Verlegen blickte sie ihn an, und fragte mit gezogener Stimme:

„Was wiſst Ihr denn?“

Bedeutend fuhr Rinaldo mit der Hand sich über's Gesicht, und sagte:

„Ich weiſs gar viel und mancherlei.“

Margalisa zog ihre Hand von seiner Schulter, ergriff den Zipfel ihrer Schürze, zog ihn gegen die Brust, schlug die Augen nieder, und lispelte:

„Ich habe nichts gesagt. Und — setzte sie schnell hinzu; — ich weiſs auch nichts zu sagen. Ihr wiſst also auf jeden Fall mehr, als ich weiſs.“

Rinaldo griff ihr unter's Kinn, richtete ihr Gesicht auf und lächelte ihr zu:

„Das glaube ich selbst!“

Sie sah ihn an, und fragte ganz naiv:

„Wie gefällt Euch denn die Frau Gräfin Ventimiglia?“

„Ich kenne sie gar nicht!“

„Ach!“

„Ich habe sie nie gesehen.“

„Und seyd doch auf ihrem Schlosse?“

„Ich bin auf ihrem Schlosse, und kenne sie dennoch nicht.

Sie sah ihn an, unterdrückte sichtbar ein: Sonderbar! und fuhr fort:

„Sie hat prächtige Kleider, glänzende Ringe und schönes Geschmeide. Man steht nur so neben ihr, wie ein Krokusblümchen neben einer Aloe! — Vielleicht kömmt sie bald wieder, da Ihr jetzt hier seyd, und da werdet Ihr selbst sehen, wie wir aussehen, wenn wir neben einander stehen.“

Mit einem Knicks, sprang sie zur Thür hinaus. Rinaldo rief ihr nach, sie war aber schon die Treppe hinab, wie hinunter geflogen. — Er ging in's Zimmer zu-

rück, und warf nachdenkend sich auf ein Sopha. Endlich rief er laut aus:

„Sie spielen mit mir das alte Spiel!“








CANCELLED



